

G&G

GEISTER-UND- GESPENSTER.DE

Die Welt des Paranormalen und Übersinnlichen

Ausgabe 04 Oktober 2008

SCHREIENDE SCHÄDEL



DER EISMENSCH AUS MINNESOTA



VERFLUCHT SEIST DU!



MEHR TOT ALS LEBENDIG



und vieles mehr!



HALLOWEEN

SPECIAL



Schreiende Schädel

Berichte von Totenköpfen, die grauenerregende Klagelaute ausstoßen und sogar schon Menschen in den Tod getrieben haben sollen, sind häufiger als gemeinhin angenommen. Die Rache von Verstorbenen, die ihre letzte Ruhe nicht finden?

Auf dem malerischen Dorffriedhof von Chilton Cantelo in Somerset, England, weist ein mit Flechten bewachsener Grabstein aus dem Jahre 1670 auf die letzte Ruhestätte eines gewissen Theophilus Broome hin. Sein Schädel allerdings ruht seit über 300 Jahren – blank poliert wie altes Elfenbein – in einem Schrank auf dem ehemaligen Landsitz des Toten in Chilton Cantelo. Broome hatte auf dem Sterbebett darum gebeten, dass sein Schädel auf dem Landsitz bleiben solle. Verständlicherweise behagte seinen Erben dieser Gedanke ganz und gar nicht, doch sie mussten bald feststellen, dass jeder Versuch, den Kopf mit ins Grab zu legen, große Schwierigkeiten hervorrief. Wie man auf Theophilus' Grabstein lesen kann, drangen jedesmal „schreckliche Laute, die von großem Kummer kündeten“, durch das ganze Dorf. Sie verstummten erst, wenn der Schädel wieder ausgegraben und zurückgelegt wurde.

Ein anderer Totenkopf wird in Wardley Hall bei Manchester aufbewahrt. Er soll von einem römisch-katholischen Priester stammen, den man 1641 wegen Verrats hinrichtete. Der Schädel wurde lange Zeit einem Kirchturm von Manchester verwahrt, bis ihn eine katholische Familie auf dem Friedhof von Wardley bestattete. Wie der in Somerset gab auch er Laute von sich, als man ihn von seinem Platz entfernte. Es hieß sogar, er habe heftige Unwetter verursacht. Geisterforscher Eric Maple berichtet, dass erst dann Ruhe einkehrte, wenn der Schädel wieder an seinem angestammten Platz war.

In Burton Agnes Hall, einer herrlichen restaurierten elisabethanischen Villa in Humberside, wird der Schädel von Anne Griffith, der Tochter von Sir Henry Griffith, der 1590 den Landsitz erbaute, aufbewahrt. Wie Theophilus Broome äußerte auch Anne als letzten Wunsch, man möge ihr nach dem Tod den Kopf abtrennen und ihn im Hause aufbewahren. Man entsprach ihrer Bitte. Der Schädel wurde mehrfach entfernt, doch er gab jedesmal erschreckende Schreie von sich, bis man ihn in das Haus zurückbrachte. Um diesen übernatürlichen Störungen ein zu setzen, mauerte man den Kopf im Jahre 1900 in eine Wand des Gutshofes ein, und in Burton Agnes Hall kehrte wieder Ruhe ein. Eine Erklärung besteht darin, dass solche Geschichten in dem römisch-britannischen Opferbrauch wurzeln, einen Menschen oder ein Tier in das Fundament eines Hauses einzumauern, um die Götter gnädig zu stimmen. Eine andere Theorie geht davon aus, dass solche Geschichten auf dem Gerücht basieren, Mönchen und Nonnen, die gegen die Keuschheitsgelübde verstießen, seien zur Strafe lebend eingemauert worden.

Ein Totenkopf als Wächter

Solche „Hinrichtungen“ waren wahrscheinlich überaus selten. Eine dritte Quelle könnte bei den Kelten zu finden sein. In ihrer Religion wurde der Kopf des Toten verehrt. Sie bewahrten abgetrennte Schädel als eine Art Schatz in der Familie auf oder an heiligen Stätten als Opfergabe für die Götter. An vielen Orten in Großbritannien fand man kultische Steinköpfe der Kelten. Wo immer der Ursprung der „schreienden Schädel“ liegen mag, so haben sie doch eines gemeinsam: Sie setzen sich gegen die Entfernung von ihrem angestammten Aufbewahrungsort zur Wehr.

Auf Gut Bettiscombe in der Nähe von Sherborne in Dorset liegt ein solcher Totenkopf. Die wunderschöne Villa aus gediegenem Ziegel und weißem Stein wurde im frühen 17. Jahrhundert von der Familie Pinney erbaut. Einige Teile des Gebäudes sind noch wesentlich älter. Das Areal, auf dem das Anwesen steht, war bereits in prähistorischer Zeit besiedelt. Erste schriftliche Berichte über den Totenkopf stammen aus dem frühen 18. Jahrhundert, die Geschichte selbst aber begann bereits 1685. Der damalige Gutsherr von Bettiscombe, Azariah Pinney, kämpfte auf der Seite der Aufständischen von Monmouth gegen König Jakob II. Die königlichen Ruppen siegten, und Azariah Pinney wurde auf die Westindischen Inseln verbannt. Seine Familie brachte es im Exil zu großem Reichtum, und sein Enkel, John Frederick Pinney, konnte nach Dorset auf den Landbesitz seiner Vorfahren zurückkehren. Er nahm einen schwarzen Sklaven mit, der bald zum Hause gehörte.

Man hätte ihm versprochen, sein Körper werde nach seinem Tode wieder nach Afrika zurückgebracht, von wo er als Kind von



Der schreiende Totenkopf von Gut Bettiscombe in Dorset ruht auf einem Tisch. Der Schädel soll sich an einem Mann gerächt haben, der es gewagt hatte, ihn von seinem Lieblingsort zu entfernen.



Der Schädel in Wardley Hall (links) bei Manchester stammt angeblich von einem katholischen Priester. Entfernte man ihn aus dem Gebäude, soll er geschrien und heftige Unwetter ausgelöst haben.

Sklavenhändlern verschleppt worden war. Pinney starb jedoch zuerst, und als sein Sklave ihm kurze Zeit später in den Tod folgte, löste niemand das Versprechen ein, sondern man bestattete ihn auf dem Dorffriedhof in der Nähe seines Herrn. Er schien jedoch keine Ruhe zu finden, denn aus dem Grabe meinte man lautes Wehklagen zu vernehmen. Monatelang ertönten diese Geräusche. Gleichzeitig suchten Missernten und Viehseuchen sowie Unwetter das Land heim. Schließlich grub man den Leichnam wieder aus und brachte den Schädel in das Herrenhaus zurück. Dort blieb er gleichsam als Familienerbstück, aber auch als Bote künftigen Unheils für den, der ihn entfernen sollte. Einer der Erben, Michael Pinney, berichtet: „Es heißt, dass er schreit und Elend über das Land bringt, wenn man ihn aus dem Haus schafft, und dass jeder, der dies wagt, binnen Jahresfrist stirbt. Ein Photograph stellte ihn einmal in die Toreinfahrt, um eine Aufnahme zu machen, doch meine Frau brachte ihn umgehen an seinen Platz zurück, ohne dass irgendetwas Tragisches passierte.“

Gefangen wie ein Tier

Am Ort geht das Gerücht um, dass der Totenkopf an demjenigen, der ihn zuletzt an seine Ruhestätte störte, bittere Rache nähme.

Ein grausiges Ausstellungsstück

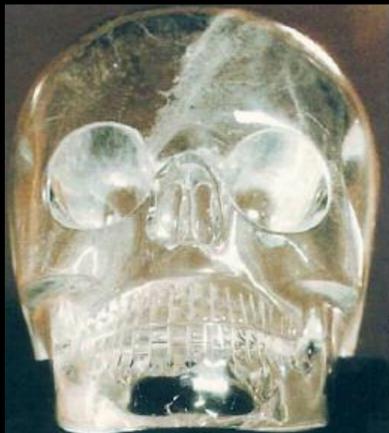
Der Philosoph und Politologe Jeremy Bentham, bekannt für seine Reformbestrebungen in England des 19. Jahrhunderts, hegte den Wunsch, nach dem Tod an seinem Lieblingsort verwahrt zu werden. Er beauftragte einen befreundeten Chirurgen, seinen Kopf nach dem Tode einzubalsamieren und ihn wieder auf sein Skelett zu setzen, nachdem Medizinstudenten seinen Körper seziiert hätten. Bentham, der viel Sinn für Späße besaß, ordnete zudem an, man solle dem Skelett seine Lieblingskleidung anziehen. So stellte man es letzten Endes aufrecht in einen Schaukasten aus Mahagoni im Londoner „University College“ aus, das der Philosoph gegründet und zeitlebens finanziell unterstützt hatte. Dort steht das



bekleidete Skelett auf einem Podest seit Benthams Tod im Jahre 1832 und kann von jedem bewundert werden. Der verfallene Schädel wurde später durch eine Wachskopie ersetzt, doch die Knochengestalt trägt noch immer den Strohhut und den Spazierstock. Manchmal, so heißt es, wandere Benthams Geist auf und ab, und man höre seinen Stock auf die Steinplatten klopfen. Laut Fernsehproduzent Bill Grundy, der einen Film über Bentham drehte, erscheint der Geist offenbar vor allem in „Krisenzeiten“, wie zum Beispiel 1940 beim Luftangriff auf London. Es ist, als habe sich Bentham zum „Wächter des University College“ ernannt.

immer weiter ausgeschmückt. So sollen zum Beispiel Michael Pinney und seine Frau vor Schreck erstarrt sein, als ein Besucher sie fragte, ob der Totenkopf „im Jahre 1939, vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, ebenso Blut geschwitzt habe wie 1914“. Tatsache ist, dass der „schreiende Schädel“ von Gut Bettiscombe wahrscheinlich weder von dem Sklaven noch von dem Mädchen aus der Legende stammt. Pinney ließ ihn in den fünfziger Jahren von Professor Gilbert Causey vom „Royal College of Surgeons“ untersuchen und erfuhr, dass es sich um den Kopf einer jungen Frau aus prähistorischer Zeit mit sehr feinen Gesichtszügen handele, die vor 3000 bis 4000 Jahren gestorben sei. Wie aber war der Schädel dann nach Bettiscombe gelangt und warum rankten sich um ihn so merkwürdige Legenden?

BRUCHSTÜCKHAFT BEWEISE



Prachtvolle Kristallschädel geheimnisvollen Ursprungs – wie der obigen, ausgestellt im „British Museum“ in London – rufen angeblich häufig Reaktionen hervor und spielten wahrscheinlich in manchen Kulturen eine wichtige Rolle. Der Mitchell-Hedges Schädel etwa, der in Britisch Honduras unter einem Tempel der Maya gefunden worden sein soll, dürfte rund 3600 Jahre alt sein. Er ist aus einem einzigen Bergkristall geschnitten – eine Arbeit, die Fachleuten zufolge insgesamt 150 Jahre in Anspruch genommen haben muss. Einige Menschen behaupten, Bilder im Kristall gesehen und gehört zu haben, wie ein Grollen oder Gesänge aus dem Schädel hervordringen. Seltsamerweise ruft der Schädel außerdem häufig ein starkes Durstgefühl hervor. Auch erstaunliche Heilkräfte werden ihm zuge-

schrieben. Anna Mitchell-Hedges, Besitzerin und Hüterin des Schädels, bestätigt, dass es für manche Menschen grauenvoll sei, sich im gleichen Zimmer wie der Schädel aufzuhalten. Anton LaVey, ein bekannter Teufelsanbeter, vertrat sogar die Meinung, er sei vom Satan selbst geschaffen worden. Andere hingegen glauben, der Schädel könne von einem Geist oder Poltergeist besessen sein. Vielleicht ist diese These gar nicht so abwegig, denn vielfach wird angenommen, dass Kristalle lebendige Energien aufnehmen. Der Forscher und Abenteurer F. A. Mitchell Hedges, der behauptete, den Schädel entdeckt zu haben, wollte mit seinem Fundstück begraben werden – ein Wunsch, der ihm jedoch nicht erfüllt wurde.

Tod durch das Schwert

In dem Gebiet um Bettiscombe gab es eine römisch-britannische Siedlung, die den Gedanken an eine Opferung beim Hausbau nahelegt. Sollte jedoch Professor Causeys Datierung richtig sein, so stammt der Schädel aus einer Zeit lange vor jeder Art von Besiedlung. Eine interessante Parallele findet man bei den heulenden „Geistern“ von Reculver in Kent, einem römischen Siedlungsgebiet. Jahrelang kursierte in dieser Gegend die Legende, dass das Heulen und Schreien, das man in den angrenzenden Wäldern hörte, von den Geistern ermordeter Kinder stamme. 1964 brachten archäologische Ausgrabungen tatsächlich eine Anzahl von Kinderschädeln und Knochen zutage. Eines der Kinder war allem Anschein nach durch einen Schwerthieb getötet worden. Auch diese Skelette waren erheblich älter als die römischen Niederlassungen. Einige stammten aus der Zeit von 100 bis 500 v. Chr.

Michael Pinney selbst fand eine plausible, wenn auch ungewöhnliche Erklärung für die Zeitdiskrepanz: Der Schädel muss von allein auf den Landsitz gelangt sein.

Hinter Bettiscombe liegt der bewaldete Pilsdon Pen, dessen Steilhänge sich weit über die hohen Schornsteine des Gutshofs hinaufziehen. Dort finden sich Spuren vorgeschichtlicher Befestigungsanlagen, die aus derselben Zeit stammen wie Meiden Castle, einer riesigen befestigten Anlage aus Erdwällen einige Kilometer südöstlich von Bettiscombe. Neben den Überresten von Steinringen ist der Fels mit zahlreichen kleinen Grabhügeln und Steinhaufen überzogen. Pinney, selbst Archäologe, führte dort Ausgrabungen durch und erklärte: „Ich kann es natürlich nicht beweisen, aber ich vermute, dass der Schädel auf dem Gipfel des Hügels im Laufe der Zeit freigelegt wurde, in den Bach hinabkullerte und schließlich bis zum Nebengebäude des Gutshofs geschwemmt wurde. Bei dem damaligen Aberglauben dürfte ein solcher Fund traumatische Folgen gehabt haben. Man versuchte, sich seiner wieder zu entledigen, doch es kam zu seltsamen Vorfällen, so dass man glaubte, der Schädel wolle an seinem Fundort bleiben. Als sich die Nachricht über diesen Vorfall verbreitete, begannen auch die Legenden zu wuchern.“ Vielleicht kam die Geschichte des Schädels von Bettiscombe auch dem alten Theophilus Broome in Chilton Cantelo im benachbarten Somerset zu Ohren und brachte ihn auf die Idee, seinen Kopf nach seinem Tode zu Hause aufbewahren zu lassen.

Was die Pinney-Familie betrifft, so ist ihr durch diese bizarre Reliquie kein Schaden entstanden, doch sie gestattete es bisher nicht, das „Familienerbstück“ aus den alten Gemäuern des Landsitzes zu entfernen.

Der Eismensch von Minnesota

Er ist eine Rummelplatzattraktion amerikanischer Kleinstädte: der „Affenmensch im Eisblock“. Handelt es sich um ein Filmmonster aus Hollywood? Oder ist dieses mysteriöse Geschöpf – wie einige Experten behaupten – wirklich echt?

Ende 1968 machte der belgische Zoologe Dr. Bernhard Heuvelmans, der sich seit langem auf die Erforschung geheimnisvoller Tiere spezialisiert hatte, eine außergewöhnliche Entdeckung. „Dieses Exemplar einer bislang unbekannteren Art von Hominiden“, schrieb er damals in einem Brief, „wird sicherlich die Krönung meiner Zoologenlaufbahn sein. Diesmal handelt es sich nicht nur um die filmische Fiktion irgendeines scheußlichen Schneemenschen.“ Der Bekanntgabe des Fundes sollte jedoch schon einige Wochen später eine hitzige Kontroverse folgen.

Seine Forschungsberichte über den Riesentintenfisch, den Yeti, Seeschlangen und andere derartige Lebewesen hatte Heuvelmans den Ruf eines Sherlock Holmes der Zoologie eingetragen. Monatlang war er durch die Vereinigten Staaten gereist, um sein neues Buch über Seeschlangen und andere Seeungeheuer vorzustellen. Danach wollte er eine Expedition nach Mittelamerika unternehmen. Der neue Fund durchkreuzte jedoch alle seine Pläne.

Anfang Dezember besuchte Heuvelmans den Zoologen und Schriftsteller Ivan T. Sanderson auf dessen Farm in New Jersey. Die beiden waren alte Freunde, die einander schon seit Jahren bei ihren jeweiligen Forschungen unterstützen. Sanderson galt in den USA als anerkannter Experte für den Yeti und den Bigfoot – eine Leidenschaft, die von den anderen Wissenschaftlern misstrauisch beobachtet wurde.

Am 9. Dezember erhielt Sanderson einen Anruf von Terry Cullen, einem

Schlangenhändler aus Milwaukee: Er habe unlängst auf einem Rummelplatz ein äußerst seltsames Ausstellungsobjekt gesehen. Es handelte sich um einen „haarigen Mann“, den der Schausteller als das echte „missing link“, die Übergangsform zwischen Mensch und Affe präsentierte. Sanderson machte den Schausteller ausfindig. Er hieß Frank Hansen und lebte auf einer Farm in Rollingstone, in der Nähe von Winona, Minnesota. Die

Zeitschrift Argosy, ein Blatt von eher Populär-wissenschaftlichem Zuschnitt, dessen Wissenschaftsredakteur Sanderson war – erklärte sich bereit, die Kosten für die Recherchen zu übernehmen. Sanderson und Heuvelmans reisten quer über den halben Kontinent und trafen am 17. Dezember auf Hansens Farm in einer kalten und öden Winterlandschaft ein.

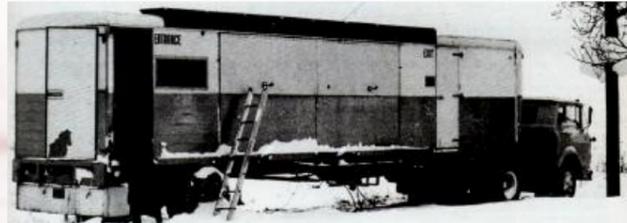
Neben dem Farmhaus stand ein Anhänger, in dem eine große Gefriertruhe untergebracht war. Hansen offenbarte den staunenden Besuchern eine Kreatur, die die Wissenschaft noch nicht zu kennen schien. Das unheimliche Wesen glich einem Menschen, der am ganzen Körper mit langem braunem Haar bedeckt war. Während der folgenden drei Tage brachten Sanderson und Heuvelmans jeweils elf Stunden damit zu, die Kreatur in der Gefriertruhe zu zeichnen und zu fotografieren. Sie war etwa 1,80 Meter groß. Das Gesicht und die Leistengegend des Wesens waren unbehaart. Man konnte Hoden und einen kleinen Penis erkennen, so daß kein Zweifel über das Geschlecht bestand. Der linke Arm, den es über sein Gesicht geworfen hatte, war offensichtlich gebrochen. Ein Augapfel fehlte, der andere war herausgequollen und hing über dem Backenknochen. Der Hinterkopf schien zerschmettert zu sein. Alles deutete darauf hin, daß das Geschöpf vergeblich versucht hatte, eine Gewehrpatrone mit dem Arm abzuwehren. Die beiden Forscher konnten deutlich Blutspuren erkennen und nahmen einen süßlichen Verwesungsgeruch wahr. Ein Fuß war grünlich verfärbt und schien sich zu zersetzen. Als sie Hansen vom Zustand der Leiche berichteten, zeigte er sich sehr beunruhigt.

Rätselhafte Herkunft

Die beiden erfahrenen Zoologen bezweifelten nicht, daß das seltsame Wesen bis vor



Diese Rekonstruktion entstand nach den Photographien und Zeichnungen der Zoologen Ivan T. Sanderson und Bernhard Heuvelmans. Die Kreatur besitzt keinerlei Ähnlichkeit mit irgendeiner anderen lebenden Rasse.



In diesem Anhänger wurde der Eismensch von einem Rummelplatz zum anderen befördert. So groß er auch scheint, so waren Heuvelmans und Sanderson darin doch sehr beengt, als sie die Kreatur zeichneten und photographierten.

kurzem noch gelebt hatte. Unklar blieb indes Herkunft, denn zu diesem Punkt äußerte sich Hansen nur vage und widersprüchlich. Sanderson und Heuvelmans nahmen an, daß das Exemplar aus dem Fernen Osten stammte,

fanden allerdings keine näheren Anhaltspunkte. Einmal behauptete Hansen, man habe es in einem Eisblock am Meer treiben vor der Küste Ostsibiriens gefunden, Ferner erwähnte er einen „Händler“ aus Hongkong. Der Schausteller versicherte, das Ausstellungsobjekt gehöre nicht ihm, sondern einem reichen Kalifornier, dessen Identität jedoch nie geklärt werden konnte. Da Hansen kein öffentliches Aufsehen erregen wollte, rang er Sanderson die Zusage ab, nichts von dem zu veröffentlichen, was er gesehen hatte.

Heuvelmans aber, der sich als Wissenschaftler vor allem um Wahrheit verpflichtet sah, war umsichtig genug, ein solches Versprechen nicht zu geben. Nach Beendigung ihrer Arbeit kehrten Sanderson und Heuvelmans nach New Jersey zurück, und jeder brachte seine Eindrücke zu Papier. Demnach war der Rumpf des Wesens breit und muskulös. Das auffallendste Merkmal bestand, neben seinem behaarten Körper, in der aufgestülpten Nase, die ihm ein boxerähnliches Aussehen verlieh. Es hatte kurze Beine und breite flache Füße. Die große und die zweite Zehe lagen wie beim Menschen dicht nebeneinander, ohne die für Primaten typische Lücke. Sowohl die Farb- als auch die Schwarz-Weiß-Photos waren sehr gut geworden, doch was sollten die beiden Forscher nur mit dem Material anfangen? Wenn der bemerkenswerte Fund gründlich erforscht werden sollte, müssten sie das Interesse der Wissenschaft wecken. Am 8.

„DER RUMPF DES WESEN WAR BREIT UND MUSKULÖS. DAS AUFFALLENDESTE MERKMAL BESTAND, NEBEN SEINEM BEHAARTEN KÖRPER, IN DER AUFGESTÜLPTEN NASE, DIE IHM EIN BOXERÄHNLICHES AUSSEHEN VERLIEH. ES HATTE KURZE BEINE UND BREITE FLACHE FÜSSE. DIE GROSSE UND DIE ZWEITE ZEHE LAGEN WIE BEIM MENSCHEN DICHT NEBENEINANDER, OHNE DIE FÜR PRIMATEN TYPISCHE LÜCKE“



Sanderson und Heuvelmans behaupteten, daß die Kreatur eine Art Boxergesicht mit aufgestülpter Nase, eine fliehende Stirn und einen schlitzartigen Mund besaß.

Januar 1969 suchten sie den berühmten Anthropologen Professor Carleton S. Coon in Massachusetts auf. Der erfahrene Gelehrte war von ihrem Materiel beeindruckt und bestätigte Heuvelmans, daß die Kreatur, soweit er das aus den beschriebenen äußeren Merkmalen schließen konnte, menschenähnliche Züge aufweise. Er wünschte den beiden Forschern für ihre weitere Arbeit alles Gute, sah sich jedoch außerstande, sie dabei zu unterstützen, da er in eine öffentliche Kontroverse über seine Ansichten in Rassenfragen verwickelt war.

Der Affenmensch

Am 14. Januar sandte Heuvelmans dem Vorstand des Belgischen Königlichen Museums einen kurzen Bericht, in dem er die Kreatur kühn als „Homo pongoides“ (Pongiden sind anthropoide Affen) bezeichnete und damit zu einem affenartigen Menschen erklärte. Die Mitteilung stieß auf Begeisterung, und man vereinbarte, die Ergebnisse innerhalb eines Monats zu veröffentlichen. Dies belegt die hohe Wertschätzung, die Heuvelmans in Eurpa genoß, und die Bedeutung, die seine Fachkollegen dem Fund beimaßen.

Heuvelmans sandte zudem englische Übersetzungen seines Berichts an W.C. Osman-Hill vom „Yerkes Regional Primate Center“ in Atlanta, Georgia, und an Dr. John Napier von der „Smithsonian Institution“ in Washington DC, der führenden wissenschaftlichen Einrichtung in den Vereinigten Staaten. Napier zeigte sich interessiert, und er war es auch, der die Bezeichnung „Eismensch“ prägte. Heuvelmans lehnte diesen journalistischen Stil jedoch ab, da er nur dazu beitrage, „eine überaus ernsthafte Problematik ins Lächerliche zu ziehen“. Dennoch sollte die Kreatur schon bald allgemein als „Eismensch von Minnesota“ bekannt werden. Hansen war bestürzt, als er von der Publikation des Heuvelmans-Bericht erfuhr. Da von der Kreatur als von einem Menschen, noch dazu einem erschossenen, gesprochen wurde, befürchtete er polizeiliche Nachforschungen. Sanderson nahm sogar am 18. Januar in New Jersey Verbindung mit dem FBI auf, stieß aber auf keinerlei Interesse. Ein Tötungsfall gilt offenbar nur dann als Mord und wird als solcher verfolgt, wenn er einen Homo sapiens betrifft. Am 11. März erschien in einer belgischen Tageszeitung der erste Pressebericht, und es dauerte nicht lange, bis die Journalisten der ganzen Welt Jagd auf diese Story machten. Zwei Tage später wollte die „Smithsonian Institution“ - auf Veranlassung von Dr. Napier - Frank Heuvelmans offiziell um Zusammenarbeit bei der Erforschung der Kreatur bitten. Obwohl Dr. Napier bereits seit gut einem Monat von der Entdeckung gewusst hatte, war er nicht nach Minnesota gefahren, um den Fund selbst zu besichtigen. Nun war es zu spät. Hansen hatten die ständigen Belästigungen durch die Pressen und Wissenschaftler so zuge-setzt, daß er sich mit dem Eismenschen auf die Flucht machte.

Der Pressewirbel endete als Grotteske. Heuvelmans Sorge hatte stets einem angemessenen Niveau der Angelegenheit gegolten, doch es war ihm nicht gelungen, die Photos in angesehenen Zeitschriften wie Life, Look oder National Geographic herauszubringen. Im Mai 1969 erschienen sie schließlich mit einem Artikel von Ivan Sanderson in dem Magazin Argosy. Sanderson hatte dem Wesen den Spitznamen „Bozo“, nach einem bekannten Fernsehclown, gegeben. Diese Ungeschicklichkeit schlug sich entsprechend bei der Presse nieder: Niemand in Amerika glaubte ernsthaft an einen „Homo pongoides“, der nach einem Clown benannt worden war.



Bernard Heuvelmans, ein belgischer Zoologe, der sich auf die Erforschung geheimnisvoller Tiere spezialisiert hatte, war von der Echtheit des Eismenschen überzeugt. Er prägte für ihn die Bezeichnung Homo pongoides.

Der Pressewirbel endete als Grotteske. Heuvelmans Sorge hatte stets einem angemessenen Niveau der Angelegenheit gegolten, doch es war ihm nicht gelungen, die Photos in angesehenen Zeitschriften wie Life, Look oder National Geographic herauszubringen. Im Mai 1969 erschienen sie schließlich mit einem Artikel von Ivan Sanderson in dem Magazin Argosy. Sanderson hatte dem Wesen den Spitznamen „Bozo“, nach einem bekannten Fernsehclown, gegeben. Diese Ungeschicklichkeit schlug sich entsprechend bei der Presse nieder: Niemand in Amerika glaubte ernsthaft an einen „Homo pongoides“, der nach einem Clown benannt worden war.

Der Pressewirbel endete als Grotteske. Heuvelmans Sorge hatte stets einem angemessenen Niveau der Angelegenheit gegolten, doch es war ihm nicht gelungen, die Photos in angesehenen Zeitschriften wie Life, Look oder National Geographic herauszubringen. Im Mai 1969 erschienen sie schließlich mit einem Artikel von Ivan Sanderson in dem Magazin Argosy. Sanderson hatte dem Wesen den Spitznamen „Bozo“, nach einem bekannten Fernsehclown, gegeben. Diese Ungeschicklichkeit schlug sich entsprechend bei der Presse nieder: Niemand in Amerika glaubte ernsthaft an einen „Homo pongoides“, der nach einem Clown benannt worden war.

Alles Schwindel ?

Sandersons Haltung beeinträchtigte stark seine damalige Arbeit. Heuvelmans stellte mit Bestürzung fest, daß sein Freund kaum noch einen Satz äußerte, der nicht plump übertrieben war. Auch den amerikanischen Wissenschaftlern entgingen Sandersons Eigenheiten nicht, und viele werden daher angenommen haben, daß er sie mit der Eismensch Geschichte ohnehin von Anfang an zum Narren halten wollte. (Der Grund für Sandersons Persönlichkeitsveränderung wurde erst 1973 offenbar, als er an einem Gehirntumor starb.) Der Verdacht auf den Schwindel schien sich schließlich durch einen anonymen Hinweis zu bestä-

tigen. Jemand behauptete, der Eismensch sei ein Monster-Modell aus Hollywood, und das Haar habe ein gewisser Pete Corral implantiert, ein professioneller Modellmacher. Einen Monat später tauchte auch Hansen wieder auf und bestätigte, daß sein Schaustück tatsächlich eine Nachbildung sei. Photographen und Journalisten strömten zusammen, um die Kreatur zu sehen und Hansen zu interviewen.

Hansen hatte die Leiche inzwischen aufgetaut und einige Veränderungen vorgenommen. Neue Photos wurden veröffentlicht, die einige Details wie die linke Hand und lange Zähne in dem nunmehr geöffneten Mund erkennen ließen. Auch wenn es anders aussah, handelte es sich doch immer noch um dasselbe Wesen, und Heuvelmans und Sanderson zweifelten nach wie vor nicht einen Augenblick daran, daß das, was sie gesehen hatte, kein Modell gewesen war.

Für die Medien stand jedoch fest, daß alles auf den Schwindel beruhte. Man nahm an, daß sich zwei Enthusiasten in ihrer Begeisterung über die große Entdeckung hatten arglistig täuschen lassen. (Am Ende schloß sich sogar Sanderson selbst dieser Meinung an.) Dann allerdings behauptete Hansen in einem Artikel eines Abenteuermagazins, daß er die Kreatur vor einigen Jahren in Minnesota bei einem Jagdausflug erschossen habe. „Wahrheit oder Erfindung?“ lautete damals die Schlagzeile. Später ergaben Nachforschungen einer Chicagoer Zeitung, daß Hansens neue Geschichte nicht stimmten konnte. Auch die



Frank Hansen erzählte den Wissenschaftlern, sein Schaustück sei eine Nachbildung, doch seinem Publikum gab er zu verstehen, es sei echt.

Erklärung eines Mädchens, es habe den Minnesota-Eismenschen getötet, als er einen Vergewaltigungsversuch unternommen habe, erwies sich als Fiktion. Die seltsame Kreatur war nun vollends zu einem Thema für Fanatiker geworden. Befremdlich blieb jedoch die Tatsache, daß sich derart erfahrene Zoologen wie Ivan Sanderson und Bernard Heuvelmans so leicht hatten hereinlegen lassen. Heuvelmans war allerdings überzeugt, nicht getäuscht worden zu sein. Er bestand darauf, daß die Kreatur echt sei und glaubte fest daran, sowohl ihre Art wie ihre Herkunft hinreichend erklären zu können.



Die Kinder mit der grünen Haut

Klostertaufzeichnungen aus dem 13. Jahrhundert berichten von zwei seltsamen, grünhäutigen Kindern, die auf unerklärliche Weise in dem kleinen Dorf Woolpit in Suffolk, England, auftauchten. Auch aus Spanien sind uns Berichte über derartige Phänomene überliefert. Ist dies wirklich bloß ein Ausdruck mittelalterlicher Phantasie?

Die Regentschaft des letzten Normannenkönigs Stephan von Blois war eine dunkle Zeit in der Geschichte Englands. Er hatte 1135 die Macht an sich gerissen, erwies sich aber als unkluger und schwacher Herrscher. Er schmälerte die unmittelbare Gewalt der Monarchie, indem er an jedermann der ihn zu unterstützen bereit war, Titel, Ländereien und königliche Rechte vergab, einen kostspieligen Bürgerkrieg führte und es zuließ, daß der Regierungsapparat aus den Fugen geriet und sich seine Untertanen der Krone entfremdeten. Für die Mehrzahl der einfachen Leute bedeutete dies eine Periode voller Furcht, Entbehrung und Zwietracht. Wie es in solchen Zeiten der Not häufig geschieht, suchte man mit wachsender Verzweiflung Trost im Glauben. In ihrem Buch *English Society in the Early Middle Ages* (Die englische Gesellschaft im frühen Mittelalter) schreibt Dorothy Stenton: „Das Leben der Menschen war ... hart und kurz, und einer Religion, die den Armen und Hungrigen ewige Zufriedenheit verhieß, hing sie vorbehaltlos an.“

Diese Aussage ist untertrieben, denn die Religion bildete schlechthin den Kern des mittelalterlichen Lebens, und mit der Religion ging der Glaube an die tatsächliche Existenz des Jenseits, des Nicht-Körperlichen, einher. Was man nicht unmittelbar sehen konnte, galt ebenso real wie die sichtbare Welt. Die Tatsache, daß Geister sich dem menschlichen Auge nicht zeigten, nahm man als Anzeichen dafür, daß sich der Mensch durch seine Sündhaftigkeit von Gott entfernt hatte. Einigen war die Gabe verliehen, Geister zu sehen, und zu bestimmten Zeiten konnten diese körperlosen Wesen auch sichtbar werden, sei es spontan oder nach einer Anrufung. Sankt Isidor von Sevilla (560 bis 636 n.Chr.) sah Dämonen zum Beispiel als reale Wesen an. In seinem noch im 12. Jahrhundert weithin bekannten Werk *Etymologia* beschreibt er sie als Kreaturen, die „die Sinne verwirren, niedere Instinkte aufwühlen, das Leben in Unordnung bringen, Schlaflosigkeit herbeiführen und Krankheiten auslösen, Schicksale beeinflussen und Liebesverlangen wecken. Sie erscheinen, wenn man sie anruft, nehmen vielerlei Formen an und zeigten sich zuweilen auch in Engelsgestalt.“ Im Mittelalter reagierte man auf paranormale Phänomene ganz anders als heute – sie lösten bei den Menschen eher Angst, Ehrfurcht und

Interesse aus als Staunen und Verwunderung. Daraus entsprang zwangsläufig eine Haltung, die wir heute als Leichtgläubigkeit bezeichnen würden, die dem damaligen Lebensgefühl aber entsprach.

Die mönchischen Chronisten der damaligen Zeit wussten das, wie etwa auch William von Newburgh aus einem Kloster in Yorkshire. Sein Bericht über die seltsamen grünhäutigen Kinder, die in Woolpit in der von Bury St. Edmonds in Suffolk auftauchten, begann er mit folgenden Worten: „Ich muss an dieser Stelle von einem Mirakel berichten, das sich unter der Regentschaft des Königs Stephan zugetragen hat, einer Wundererscheinung, wie es sie seit Menschengedenken noch niemals gegeben hat. Ich selbst schenkte der Geschichte lange Zeit keinen Glauben, obwohl sie von jedermann verbreitet wurde. Ich hielt es für Unsinn, etwas zu glauben, das keinen vernünftigen Sinn ergab – höchstens den, daß es sich um etwas höchst Obskures handelte. Dann aber überwältigte mich das Gewicht zu vieler glaubwürdiger Zeugen, so daß ich schließlich für wahr halten und bewundern musste, was mein Verstand vergebens zu begreifen oder nachzuvollziehen suchte.“ Nach diesen eher vagen Vorbemerkung wird der Chronist konkreter: „Sieben oder acht Kilometer von dem ehrwürdigen Kloster des Gesegneten Königs und Märtyrers Edmund entfernt befindet sich das Dorf Woolpit. Es erhielt seinen Namen nach einigen Gruben, die sich seit undenklichen Zeiten in der Nähe des Klosters befinden und in der englischen Sprache „wolpittes“ heißen. Als die Bauern einmal zur Erntezeit das Korn einbrachten, krochen aus diesen Gräbern ein Junge und ein Mädchen heraus. Ihre Haut war am ganzen Körper grün, und sie trugen Kleider von merkwürdiger Farbe und aus unbekanntem Gewebe. Die Kinder wanderten ziellos über die Felder, bis die Erntearbeiter sie mit ins Dorf nahmen, wo sie bald von vielen Menschen umringt bestaunt wurden.“

Abt Ralph von Coggeshall, ein Klosterschreiber aus Essex, etwa 50 Kilometer von Woolpit entfernt, stand den grünen Kindern weniger skeptisch gegenüber, gesteht ihrer Hautfarbe allerdings auch nur einen „Hauch von Grün“ zu. Bei ihm heißt es weiter: „Niemand konnte ihre Sprache verstehen. Als man sie als Kuriositäten in das Haus des Ritters Sir Richard de Calne in Wikes brachte, weinten sie bitterlich. Man stellte ihnen Brot und



Eine Gedenktafel erinnert an das unerklärliche Auftauchen zweier grünhäutiger Kinder im Dorf Woolpit.



Sir Bertilak, der mysteriöse Grüne Ritter und Held des englischen Gedichts *Sir Gawaine and the Green Knight* aus dem 14. Jahrhundert, im Augenblick seines Todes. Aufgrund seiner grünen Hautfarbe hält ihn jeder Betrachter sofort für ein übernatürliches Wesen. Auch bei den Woolpit-Kindern unterstrich die grüne Farbe das Übernatürliche.

andere Lebensmittel zum Verzehr hin, aber sie rührten nichts davon an, obwohl sie unter großem Hunger litten, wie das Mädchen später erzählte. Als man aber eines Tages frischgeschnittene Bohnen mit Stengeln ins Haus brachte, zeigten sie durch heftige Gesten ihr Verlangen. Sie öffneten jedoch die Stengel statt der Hülsen, weil sie dachten, die Bohnen befänden sich in der Höhlung. Da sie dort nichts fanden, begann sie erneut zu weinen. Als das die Umstehenden sahen, kamen sie herbei, öffneten die Hülsen und zeigten ihnen die Bohnenkerne. Die Kinder aßen sie mit großem Behagen und ernährten sich lange von nichts anderem. Der Junge blieb jedoch kraftlos und nieder-

geschlagen und starb nach einiger Zeit. Dem Mädchen dagegen ging es zusehends besser. Sie gewöhnte sich an verschiedenerlei Nahrung, verlor bald gänzlich die grüne Färbung und bekam schließlich eine gesunde Hautfarbe. Sie wurde später aufgenommen durch die Sakramente der Heiligen Taufe und lebte noch viele Jahre in den Diensten des Ritters. Wie er selbst und seine Familie mir häufig erzählten, legte sie ein recht liederliches und mutwilliges Verhalten an den Tag.“ Wie dem auch gewesen sein mag, so wurde das Mädchen später offenbar von einem Mann aus Kings Lynn geheiratet, wo die Eheleute laut William von Newburgh angeblich noch einige Jahre zusammenlebten. Man hatte das Mädchen oft gefragt, woher sie und der Junge stammten und wie sie nach Woolpit gekommen waren. Die beiden Klosteraufzeichnungen weichen hier, wenn auch nur unwesentlich, voneinander ab. Abt Ralph berichtet, das sie aus einem Land kamen, in dem alles grün war, auch die Bewohner, nur Zwielight herrschte und niemals die Sonne schien. Eines Tages hüteten sie ihre Herde und kamen dabei zu einer Höhle: „Beim Eintreten vernahmen sie wunderbare Glockenklänge. Ganz verzaubert liefen sie lange Zeit in der Höhle umher, bis sie an einen Ausgang gelangte. Als sie austraten, wurden sie vom gleißenden Sonnenlicht völlig geblendet, und die ungewöhnliche Temperatur verwirrte ihre Sinne. Lange Zeit lagen sie benommen am Boden, bis sich jemand lärmend näherte. Sie bekamen Angst und versuchten zu fliehen, konnten aber den Höhleneingang nicht finden, und so fing man sie ein“ Bei William von Newburgh wurden die Kinder dagegen im Kornfeld gefunden. Das Mädchen erzählte: „Wir kommen aus dem Land von St. Martin, er ist unser oberster Heiliger ... eines Tages hatten wir unseres Vaters Herde auf das Feld geführt, als wir einen großen Lärm hörten, als wenn alle Glocken von St. Edmunds auf einmal läuteten. Wir gerieten über diese wunder-

Der Blaue Mann

Als „kleine, grüne Männer“ beschreiben Sciencefiction-Autoren gerne die unheimlichen Außerirdischen. Doch gibt es Hinweise, das sie sich in der Farbe täuschen. An einem trüben Tag im Januar 1967 befanden sich ein paar britische Schuljungen auf dem Weg nach Hause. Sie durchquerten den Sudham-Park von Chiltern Hills, al einer von ihnen ein seltsames Wesen bemerkte – hinter einem Busch kauerte ein kleiner Mann mit Hut und Bart. Seine Haut schien blau zu sein.

Der Junge und sein Freund näherten sich vorsichtig dem Fremden, bis sie nur noch etwa 18 Meter von ihm entfernt waren. Da löste sich der Mann in einer kleinen Rauchwolke plötzlich in Luft auf, als ob er nicht gesehen werden wollte. Fasziniert von ihrer Entdeckung überredeten die beiden ihre Kameraden, sich auf die Jagd nach dem blauen Mann zu machen. Tatsächlich tauchte dieser plötzlich wieder auf, verschwand und zeigte sich sogleich erneut – so ging das eine ganze Weile. Die Jungen hörten auch seltsame, fremdartige Stimmen und bekamen es allmählich mit der Angst zu tun.

Sie gaben schließlich die Jagd auf. Später erzählten sie ihrem Lehrer, was sie beobachtet hatten. Zu jener Zeit waren von Einheimischen in diesem Gebiet mehrere UFO-Sichtungen gemeldet worden. Forscher untersuchten die rätselhaften Fälle. Auch die Schuljungen wurden von den Wissenschaftlern befragt. Jeder musste einzeln aufschreiben, was er gesehen hatte. Der blaue Mann – da waren sich alle in ihren Beschreibungen einig – war etwa 90 Zentimeter groß und hatte einen hohen Hut auf. Rätselhaft war der dunkle breite Gürtel, der anstelle einer Schnalle einen 15 Zentimeter großen viereckigen Kasten besaß. Verblüffend ist die Tatsache, das sich in den Beschreibungen der Jungen keine Widersprüche finden ließen. Eine exakte Absprache hielten die Wissenschaftler für äußerst unwahrscheinlich. Bis zum heutigen Tag kann niemand erklären, was oder wen die Jungen damals tatsächlich gesehen hatten. Mysteriös ist auch nach wie vor die seltsame, blaue Hautfarbe des Wesens und sein Verhalten, das wie ein Spiel wirkte. In dem besagten Park waren kurz zuvor zwei UFO-Landungen beobachtet worden, aber von den Jungen hatte keiner irgendein fremdes Raumschiff bemerkt.



baren Klänge ganz in Verückung, und plötzlich fanden wir uns in eurem Erntefeld wieder." Sie berichtete weiter, das sie aus einem christlichen Land stammten, in dem es auch Kirchen gebe. Es sei von einem Land des Lichtes abgetrennt durch etwas, das sie als einen breiten Strom beschrieb – vermutlich das Meer.

Es erscheint durchaus glaubhaft, das irgendwo bei Woolpit zwei merkwürdige, fremde Kinder auftauchten und dort von einheimischen Bauern aufgelesen wurden. Das Leben damals war hart, man kann sich gut vorstellen, das sich kinderreiche Familien in ihrer Not zwei ihrer jüngsten Esser entledigten. In jener Zeit der Armut geschah dies wohl häufiger. Ungewöhnlich bleibt die grüne Hautfarbe der Kinder und die übrigen „Fakten“. Gleichzeitig aber entsprechen sie gewissen mittelalterlichen, abergläubischen Überzeugungen und rücken so die ganze Geschichte in ein recht zweifelhaftes Licht. Aus den Überlieferungen geht hervor, das die Hautfarbe der Kinder „grün“ oder „grünlich“ war. Keine andere ist so stark mit übernatürlichen Bedeutungen besetzt. Der Volksglaube verleiht ihr eine merkwürdige Doppelbedeutung: Sie gilt einerseits als Farbe des Lebens und der Fruchtbarkeit, andererseits als die der Magie und des eher Unheilvollen. Das bekannteste Beispiel für die Assoziationen, die die Farbe Grün im Mittelalter hervorrief, ist ein anonymes Gedicht aus dem 14. Jahrhundert mit dem Titel Sir Gawaine and the Green Knight (Sir Gawein und der grüne Ritter). Die seltsame Hautfarbe des grünen Ritters, der sich als zwiespältiger Charakter, weder gut noch böse, erweist, rückt ihn in die Welt der Märchenwesen.

In Brain Stones Übersetzung aus dem Mittelenglischen wird der Grüne Ritter wie folgt beschrieben:

*„Das versammelte Volk starrte lange auf ihn,
Und staunte, was dies wohl bedeutete,
Das ein Pferd und ein Reiter gefärbt so sei,
So grün wie das Gras – noch grüner, wie's
schien.
Und greller als grünes Email war auf Gold.
Jeder musterte ihn, schlich sich näher heran
und fragte sich, was er wohl täte.
Denn seltsame Dinge hatten sie viele gesehen
Doch nie dergleichen wie heute.
Und so hielt ihn das Volk für ein Phantom,
Entstiegen der Welt der Märchen.“*

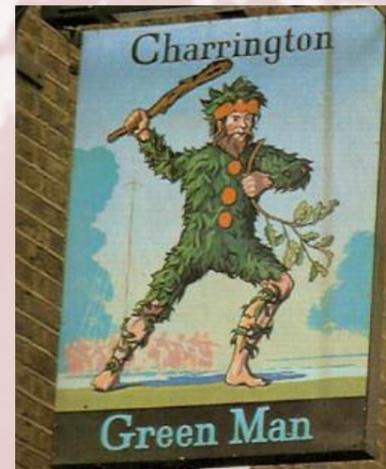
Wenn die beiden Findlinge aus Woolpit wirklich grünhäutig waren, dann hatten die Dorfbewohner sie vermutlich für übernatürliche Wesen gehalten. Sollte nun jemand von vornherein davon überzeugt gewesen

sein, das diese Kinder überirdisch waren, wie lange hätte es dann wohl gedauert, bis ihre Hautfarbe vom anfänglichen Gerücht als „Tatsache“ in die Legende einging? Diese Theorie ist zwar reine Spekulation, aber nicht so leicht von der Hand zu weisen. Sie wird ferner untermauert durch die Vorliebe der Woolpit-Kinder für grüne Bohnen. Seit jeher galten Bohnen als die Nahrung der Toten und Geistern, und die Seelen der Verstorbenen hausen angeblich in Bohnenfeldern. Bohnen haben aber auch gute Eigenschaften – ums Haus verteilt wehren sie, wie es heißt, böse Geister ab, und im Hexenland sollte man stets eine Bohne im Mund halten, um sie der ersten Hexe, der man begegnet, entgegenzuspucken. Das die Kinder nur Bohnen zu sich nahmen, nährte die Auffassung, sie müssten aus einer anderen Welt stammen. Es gibt mehr als ein Anzeichen dafür, das jemand diese Information nur zu Verdeutlichung hinzufügte und sie daher nicht wörtlich zu nehmen ist.

Wahrscheinlich wurden die beiden Kinder von ihren herumziehenden Eltern ausgesetzt und nahezu verhungert und völlig erschöpft aufgefunden. Die grüne Hautfarbe ließe sich mit einer



Dieses Bild zeigt die beiden verängstigten Kinder, wie man sie am Höhleneingang in einem kleinen spanischen Dorf auffand.



Dieses Pub-Schild zeigt den mysteriösen Grünen Mann, der die Kräfte der Natur verkörpert. Er ist dem Menschen manchmal gewogen, manchmal übel gesonnen.

Gelbsucht oder einer Anämie erklären.

Eine immergrüne Story

Ein interessanter Nachtrag zu der Woolpit-Erzählung ist die Geschichte der grünen Kinder von Banjos, einem kleinen Dorf in der spanischen Provinz Katalonien. Im August 1887 fanden Bauern zwei merkwürdige Kinder weinend vor einem Höhleneingang. Keiner verstand ihre Sprache, und selbst aus Barcelona herbeigerufene

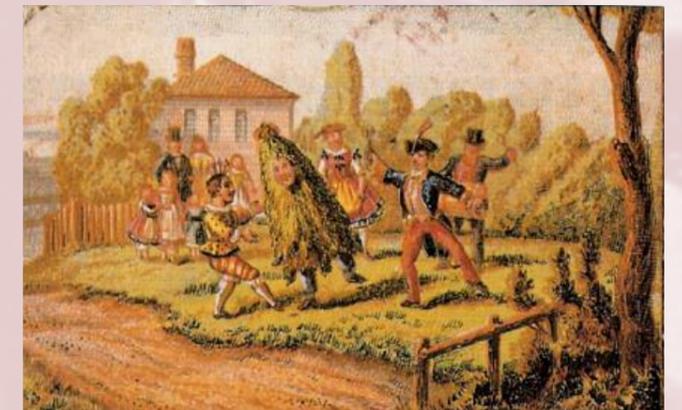
Experten vermochten sie angeblich nicht zu ergründen. Ihre Kleider bestanden aus einem unbekanntem Material, aber das Merkwürdigste war ihre rundum hellgrüne Haut, deren Färben eindeutig auf einer natürlichen Pigmentierung beruhte.

Die Kinder wirkten völlig verängstigt, so das der Bürgermeister sie zu sich nach Hause nahm, um sich ihrer anzunehmen. Er bot ihnen zu essen an, aber sie verweigerten jegliche Nahrung, hungerten fünf Tage lang und tranken nur Quellwasser. Dann entdeckten sie einen Korb mit rohen grünen Bohnen und gaben das Fasten auf. Der Junge war allerdings vor Hunger bereits so geschwächt, das er innerhalb eines Monats starb. Seine Schwester erholte sich jedoch rasch und begann Spanisch zu lernen, so das sie bald Auskunft über ihre Herkunft geben konnte: Sie kamen aus einem Reich ohne Sonne, in dem ewige Dämmerung herrschte. Jenseits eines breiten Flusses konnten sie ein anderes, sonnendurchflutetes Land sehen. Im Dämmerland hatten sie ein friedliches, ländliches Leben geführt, bis sie eines Tages von einem furchtbaren Geräusch betäubt wurden und sich im sonnigen Banjos wiederfanden.

Die Dorfbewohner suchten nach dem Eingang zu diesem verborgenen Land, aber vergebens. Das Mädchen hatte sich inzwischen mit ihrem neuen Leben abgefunden. Ihre grüne Hautfarbe verlor sich allmählich, und als sie fünf Jahre später starb, nahm sie das Geheimnis ihrer Herkunft mit ins Grab. Diese Geschichte klingt verblüffend ähnlich wie die der Woolpit-Kinder, mit dem einzigen Unterschied, das die Banjos-Kinder angeblich „asiatisch wirkende Augen“ hatten und das Mädchen nach fünf Jahren starb. Wenn man aber erfährt, das der Name des Bürgermeisters, der sich um die Kinder kümmerte, Ricardo de Calno lautete und das ein gewisser Sir Richard de Calne die Woolpitt-Kinder einmal persönlich getroffen hatte, wird wohl auch der

Leichtgläubigste misstrauisch. Falls hier also keine paranormale Koinzidenz am Werke war, darf man wohl getrost annehmen, das die Banjos-Geschichte von vorne bin erfunden ist.

Wie aber konnte man die Geschichte der Kinder von Banjos jemals für wahr halten? Bis in die fünfziger Jahre hinein war die Woolpit-Story weithin unbekannt, bis sie Harold T. Wilkins im



Eine Grußkarte, vermutlich aus dem Jahr 1870, die den Tanz des „Jack-in-the-Green“ darstellt, der nach altem Brauch am 1. Mai begangen wurde. Das grüne Blättergewand symbolisiert das neue Leben, das im Frühling in der Natur erwachte.

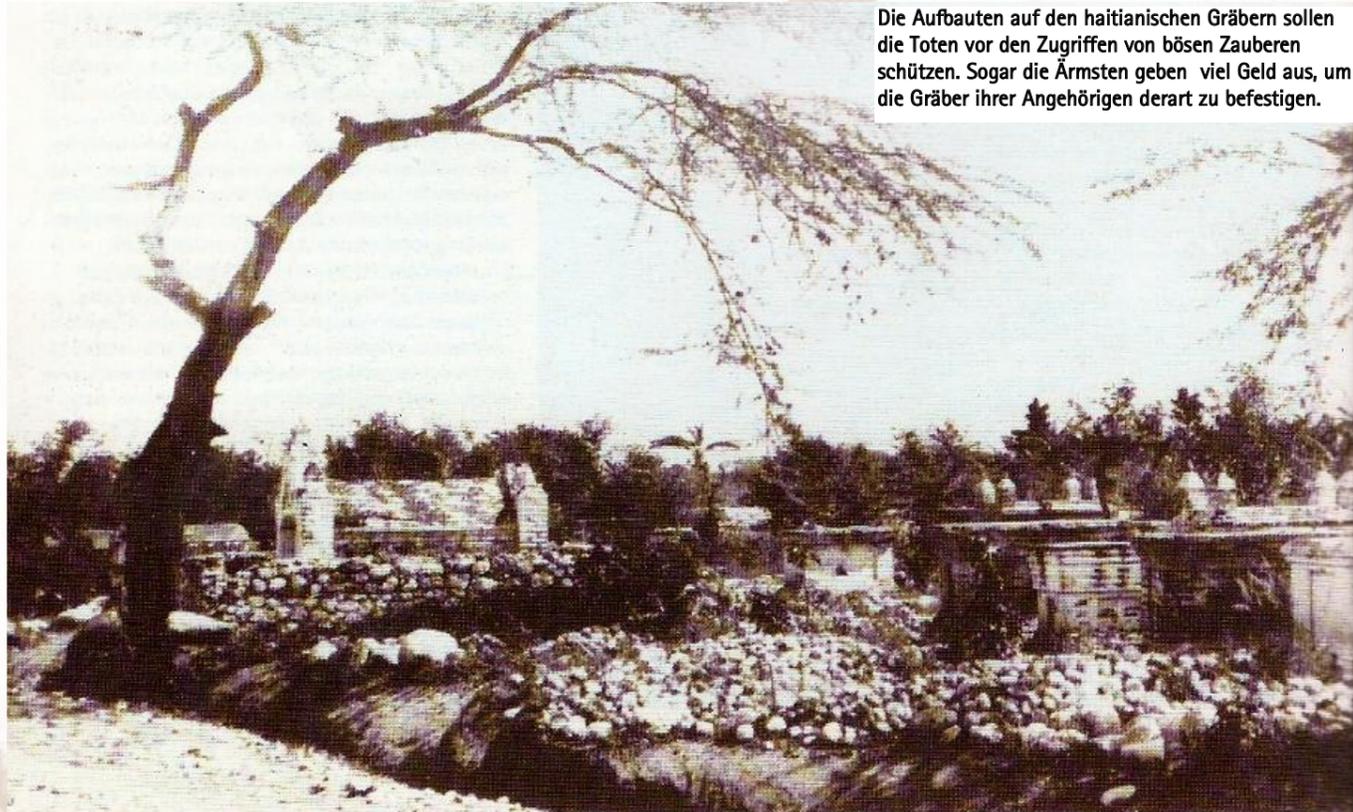
Jahre 1959 in sein populäres Buch *Mysteries Solved and Unsolved* („Gelöste und ungelöste Rätsel“) aufnahm. Derselbe Wilkins hatte auch die umstrittene Kidd-Plamer-Landkarte veröffentlicht, auf der ein in Oka Island, Kanada, versteckter Schatz verzeichnet war. Er brachte als erster die Spekulation auf, diese Kinder stammten vielleicht „aus einer vierdimensionalen Welt, die Seite an Seite mit der unseren existiert“. Er meinte ferner, die Geschichte könnte „darauf hindeuten, das die Kinder per Teleportation aus einer fremdem Welt im All zu uns kamen, deren Bewohner unterirdisch leben.“

Wilkins eigenwillige Ansichten ermutigten wahrscheinlich einen gewissenlosen – und bis heute unbekannten – Autor, die Geschichte in eine jüngere Zeit und an einen anderen Ort zu verlegen. Dazu wurde im Hinterland von Katalonien ein Dorf erfunden – ein Ort namens Banjos existiert nicht –, so das niemand, der die ursprüngliche Version nicht kannte, die Geschichte überprüfen konnte. So wurde sie als wahr akzeptiert, obwohl sie kein Mensch jemals in irgendeiner Form bezeugt hatte – trotz der kühnen Behauptung, das „über den Fall schriftliche Dokumente vorliegen, zusammen mit eidesstattlichen Aussagen von Zeugen, die die Kinder mit eigenen Augen gesehen, berührt und sie befragt haben.“

Dieses Beispiel zeigt, das eine gesunde Skepsis gegenüber solchen Berichten nie schadet.



Mehr Tot als Lebendig



Die Aufbauten auf den haitianischen Gräbern sollen die Toten vor den Zugriffen von bösen Zauberern schützen. Sogar die Ärmsten geben viel Geld aus, um die Gräber ihrer Angehörigen derart zu befestigen.

Können verstorbene als Zombies, willenlose Sklaven böser Magier, in ein scheinbares Leben zurückgeführt werden? Die Anhänger der Voodoo-Kults glauben fest an die Existenz.

„Vor ihren Augen umklammerten schwarze Finger krampfhaft ein Weinglas, stießen es um und verschütteten den Inhalt. Das Grauen, das sich in ihre angestaut hatte, bracht hervor. Sie ergriff eine Kerze, warf sie vor das eingefallene, gesenkte Gesicht. Der Mann war tot. Sie saß an der Festtafel mit vier Leichen, die Steif in ihren Stühlen lehnten ...“

Diese Geschichte eines Voodoo-Hochzeitsmahles aus den zwanziger Jahren wurde William Seabrook, einem amerikanischen Journalisten, von Freunden erzählt. Der Magier, der Gastgeber des makaberen Banketts, hatte die Absicht die Leichen in Zombies zu verwandeln, untote Wesen, die eine zwielfichtige Existenz als seine Sklaven führen sollten. (Wie Seabrook berichtete, wurde sein vereitelt. Er floh, und die Leichen verschwanden.) Es gibt nur ein Land, in dem solch eine gespenstische Feier stattfinden konnte: Haiti, die Geburtsstätte des Voodoo. Haben

„DIE AUGEN WAREN DAS SCHRECKLICHSTE. ICH HABE MIR DAS NICHT EINGEBILDET. SIE WIRKTEN WIE DIE EINES TOTEN MANNES, NICHT BLIND, SONDERN ZIELLOS INS LEERE STARREND. DAS GANZE GESICHT WAR ZU KEINERLEI AUSDRUCK FÄHIG“

Voodoo-Zauberer tatsächlich die Fähigkeit, gerade verstorbene Tote wieder zu erwecken? Oder ist der Zombie eine bloße Selbsttäuschung der Voodoo-Anhänger?

Der Begriff zumbi taucht in vielen afrikanischen Sprachen auf. Im Kongo bezeichnet er einen Fetisch, in Dahomey bezieht er sich speziell auf den Python-Gott. Im heutigen Voodoo-Kult wird offenbar eine Schlangengottheit beschworen, wenn ein Zauberer einen Zombie erschaffen will, der ihm danach auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist. Die Voodoo-Riten vereinen afrikanische Magie und Religion mit Elementen des wesentlichen Okkultismus und des populären Katholizismus. Der

Voodoo-Kult spielte auch im Kampf gegen die französische Oberherrschaft eine Rolle. Im August 1791 tobte in Frankreich die Revolution. König und Königin waren Gefangene, Adel und Klerus entmachtet, und es galt die Parole der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

In Santo Domingo, im Westen der Karibikinsel Hispaniola gelegen, dem strahlendsten Juwel des französischen Kolonialreiches, war von Freiheitsbestrebung zunächst wenig zu spüren. 40000 Franzosen beherrschten eine halbe Millionen

schwarze Sklaven und 30000 Mulatten, die für ihre Kolonialherren Baumwolle, Zucker, Kaffee und Indigo anbauten. Die Umwälzung in Frankreich kamen anfänglich nur den Mulatten zugute, und die schwarze Bevölkerung Haitis wurde bald unruhig. Sie fand die Unterstützung eines geheimnisvollen Priester-Zauberer namens Boukman, der von der britischen Kolonie Jamaica nach Santo Domingo gekommen war. Am 14. August 1791 rief Boukman alle seine Anhänger zu einer Versammlung in den Wäldern auf. Nach zeitgenössischen Berichten stahlen sich Tausende von zu dem geheimen Treffen. Es tobte ein gewaltiger Tropensturm.

Blut und Tanz

Boukman führte zunächst ein blutiges Ritual durch. Er opferte Schwein und befahl alles, die die Freiheit erlangen wollen, von dem noch warmen Blut zu trinken. Die Zeremonie endete in „göttlicher Trunkenheit“, einem wilden Tanz. Die gesamten Vorgänge erinnern stark an die Aktivitäten der Mau-Mau. Dieser Stamm kämpfte in den fünfziger Jahren in Kenia für seine Unabhängigkeit – mit ähnlichen Folgen. In den Tagen darauf wurden die meisten großen Plantagen überfallen und ihre Besitzer getötet. Die französischen Kolonialherren konnten sich zwar noch zwölf Jahre behaupten, das Ergebnis jener nächtlichen Versammlung aber war letztendlich die vollständige Niederlage der Franzosen.

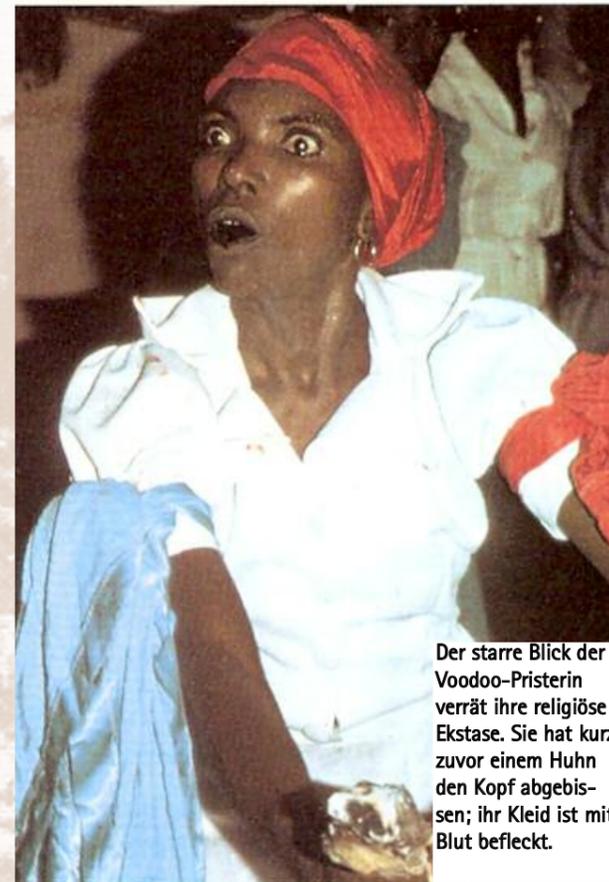
Unter der Führung von Präsident Toussaint l'Ouverture wurde schließlich die unabhängige schwarze Republik Haiti ausgerufen, die Heimstadt des rätselhaften Voodoo-Kults. Der Zombie ist Sklave eines bösen Zauberers, auch bokor genannt, der den soeben Verstorbenen aus seinem Grab holt und ihm mit Hilfe seiner magischen Kräfte ein dumpfes neues Leben verleiht. Der Zombie kann zwar atmen, essen, hören und sogar sprechen, sich aber weder an sein vorhergehendes Leben erinnern noch seine neue Daseinsform verstehen. Ein Haitianer erkannte einen Zombie an bestimmten Merkmalen. So schwank ein Untoter zum Beispiel beim Gehen hin und her, bewegt



Diese geköpft Opferziege auf dem Boden einer Hütte in Benin zeigt die afrikanischen Wurzeln des Voodoo. Die junge Frau ist vom Geist der Ziege besessen und imitiert das Tier, indem sie auf allen vieren geht. Dieselben Rituale gibt es auch auf Haiti.

sich sehr mechanisch, hat glasige, orientierungslose Augen und eine nasale Stimme. Letzteres wird im Volkstum Haitis generell mit dem Tod in Verbindung gebracht, vielleicht weil es dort Sitte ist, die Nasenlöcher eines Verstorbenen mit Baumwolle zu verstopfen. Die guédé, die finsternen und lüsternen Todesgötter im

Voodoo-Pantheon, zeichnen sich durch diese Sprechweise aus. Ist ein Voodoo-Gläubiger von einem Guédé gott besessen, so klingt seine Stimme fortan stark nasal. Die enge Verbindung zwischen Todesgöttern und Zombies wird ferner durch die Tatsache unterstrichen, das einer der bedeutendsten Vertreter dieser Gottheit, Captain Guédé, oft auch den Namen „Captain Zombie“ erhält. Auch heute noch fürchten sich fast alle Einwohner Haitis davor, das ihre Verstorbenen in wandelnde Leichname verzaubert werden könnten. Man stößt auf mancherlei vorbeugende Maßnahmen, die dies verhindern sollen. Selbst die Ärmsten leihen sich Geld, um die Gräber ihrer Angehörigen mit schweren Steinplatten abzudecken. In den ländlichen Gebieten werden die Toten möglichst dicht an belebten Straßen oder Fußpfaden begraben, damit die Zauberer aus Angst vor neugierigen Zuschauern ihrer schändlichen Arbeit nicht nachgehen können. Manchmal wacht die betroffene



Der starre Blick der Voodoo-Pristerin verrät ihre religiöse Ekstase. Sie hat kurz zuvor einem Huhn den Kopf abgebissen; ihr Kleid ist mit Blut befleckt.



Familie Nacht für Nacht am Grab ihres Angehörigen, bis sie sicher ist, das der Leichnam für die Zwecke eines bokor bereits zu sehr verwest ist.

Manche greifen sogar zu noch extremen Vorsichtsmaßnahmen. Sie injizieren Leichen Gift, verstümmeln sie mit einem Messer oder schießen auf sie, um so für einen „doppelten Tod“ zu sorgen.

Nadeln und Samen

Eine weniger drastische Methode besteht darin, dem Toten Nadeln ohne Ösen und Garnknäuel sowie Tausenden von Sesamkörnern mit ins Grab zu geben. Man glaubt, der Geist des Verstorbenen sei dann mit der unlösbaren Aufgabe, die Nadeln einzufädeln und den Samen zu zählen, so sehr beschäftigt, dass er die lockende Stimme eines Zauberers überhört. In anderen Fällen drückt man dem Verstorbenen ein Messer in die Hand, damit er sich verteidigen kann.

Manchmal herrschen die Zauberer über ganze Trupps von Zombies, die auch als Arbeiter vermietet werden. Wie William Seabrook berichtet, setzte die haitianisch-amerikanische Zuckergesellschaft Hasco während der Rekordernte von 1918 eine Prämie für diejenigen aus, die sich auf ihren riesigen Plantagen anstellen ließen. Bald fanden sich kleine Gruppen von

DIE LEEREN AUGEN STARREN ZIELLOS ...

Dorfbewohnern, zum Teil ganze Familien, im Personalbüro des Unternehmers ein. Auf dem Lande war es üblich, als Kollektiv zu arbeiten. Der Gesamtlohn wurde einem Vorarbeiter ausgezahlt, der ihn dann unter seinen Leuten verteilte.

Eines Morgens kamen Ti Joseph, ein altgedienter Vorarbeiter,

und seine Frau Croyance mit neun völlig zerlumpte Männern in das Büro von Hasco. Es handelte sich, so erklärte Joseph, um rückständige, ungebildete Bergbauern aus dem unwegsamen Grenzgebiet zur Dominikanischen Republik. Sie sprächen einen sonderbaren Dialekt und verstünden weder Französisch noch Kreolisch, seien jedoch ausgezeichnete Arbeiter. Der Verwalter von Hasco stellte die Männer eine und stimmte Ti Josephs Vorschlag zu, die Bauern in einiger Entfernung von den anderen arbeiten zu lassen. Wie Ti Joseph behauptete,

seien sie derart primitiv, das sie sonst scheu und verwirrt würden. Tatsächlich fürchtete er, das einer der Männer von Verwandten oder Freunden wiedererkannt werden könnte. Alle neuen Bergbauern waren Zombies.

Ti Joseph seltsamer Trupp arbeitete den ganzen Tag lang ohne Unterbrechung. Erst bei Einbruch der Dunkelheit machten die Männer eine Pause, um ungesalzene Hirsebrei zu essen. (Ist ein Zombie Fleisch oder

Salz, so wird er sich dem Voodoo-Glauben entsprechend seiner wahren Existenz bewusst und kehrt bitterlich weinend in sein angestammtes Grab zurück.) An einem Sonntagmorgen ließ Ti Joseph seine Frau Croyance mit den Zombies allein. Croyance ging mit ihnen in die nahegelegene Stadt, wo ein Kirchenfest stattfinden sollte. Sie glaubte offenbar, die Zombies könnten an



Diese Frau führte angeblich 29 Jahre lang ein Dasein als Zombie. Zwei Verwandte erkannten in ihr Felicia Felix-Mentor wieder, die bereits im Jahr 1907 verstorben war. Sie wurde später in einem Krankenhaus versorgt, wo die Journalistin Zora Hurston diese Aufnahme von ihr machte.

In den Kirchen auf Haiti sind die Altäre mit christlichen Symbolen geschmückt, wie Bildnisse der Jungfrau Maria, Kreuzfix und den Zehn Geboten. Hinzu kommen Trommeln, Schwerter und rituelle Trinkgefäße; Utensilien, die bei den Zeremonien des Voodoo-Kults verwendet werden.



einer solchen Prozession Gefallen finden. Sie blieben von dem Schauspiel jedoch ebenso unbeeindruckt wie von allem, was um sie herum geschah. Sie starrten abgestumpft und geistesabwesend ins Leere.

Da Croyance Mitleid mit ihnen hatte und ihnen eine Freude machen wollte, kaufte sie Süßigkeiten aus braunem Zucker, Koriander und Erdnüssen und steckte jedem der Zombies ein Stück in den Mund. Als die Zombies die gesalzene Erdnüsse kauten, erkannten sie urplötzlich ihr tragisches Schicksal, das sie nicht in die sonnenbeschienene Welt Haitis, sondern in ihr dunkles Grab gehörten.

Mit einem Entsetzensschrei sprangen sie auf und schlurften aus der Stadt in die Wälder. Ihr Ziel war das Heimatdorf in den Bergen. Als sie schließlich dort eintrafen, wurden sie von ihren Verwandten und Freunden erkannt, die sie selbst einige Monate zuvor bestattet hatten. Die Untoten begaben sich zum Friedhof, jeder zu seinem Grab. Sie scharrten Steine und Erde zur Seite und fielen als vollständig verwester Körper in die Grube. Ti Josephs Zauberkraft, die sie vor dem Verfall bewahrt hatte, war ein für allemal gebrochen.

Die Dorfbewohner wollten sich an Ti Joseph rächen und beauftragten einen Magier, ihn mit einem Fluch zu belegen. Noch bevor dessen Zaubersprüche ihre Wirkung zeitigten, hatten einige der Männer Ti Joseph bereits aus dem Hinterhalt überfallen und ihm den Kopf abgeschlagen. Seabrook hörte diese Geschichte von Constant Polynice, einem haitianschen Bauern, der behauptete, den Voodoo-Aberglauben seiner Landsleute nicht zu teilen. Die Zombies jedoch, erklärte er, existierten tatsächlich. Er zeigte Seabrook drei Männer, die seiner Meinung nach Zombies waren. Seabrook blickte einem der Männer ins Gesicht und bekannte später: „Was ich sah, stimmte mit dem überein, was ich zuvor gehört hatte. Trotzdem traf es mich wie ein Schlag. Die Augen waren das Schrecklichste. Sie wirkten wie die eines toten Mannes, nicht blind, sondern ziellos ins Leere starrend. Das ganze Gesicht dieser Menschen war zu keinerlei Ausdruck fähig“ Seabrook beruhigte sich damit, das diese Gestalten „arme Schwachsinnige“ seien: „Idioten, die sich auf den Feldern abrackern mussten“. Sein haiti-



Der Zombie ist auf haitianischen Festen allgegenwärtig. Häufig tragen Zombies kostbare Kleider und sind geschminkt.



Voodoo-Anhänger in Zombie-Kostümen: Die weiß gefärbten Gesichter und leichten tuchartigen Hüllen verleihen ihnen das Aussehen von gerade Verstorbenen

anscher Freund aber war sich dessen nicht so sicher. Der französische Anthropologe Alfred Métraux sammelte in den fünfziger Jahren eine Reihe von Beweisen für und gegen die Existenz von Zombies. Als man ihm eines Tages dann tatsächlich eine angebliche Zombie-Frau zeigte, war er freilich sicher, lediglich eine „elende Geistesgestörte“ vor sich zu haben. In den darauffolgenden

Tagen stellte sich heraus, das es sich in der Tat um ein geistig behindertes Mädchen handelte, das aus ihrem Zimmer entflohen war.

Die amerikanische Autorin Zora Hurston stand dem Voodoo-Kult skeptischer gegenüber als William Seabrook. Sie begegnete einer jungen Frau, die angeblich bereits 29 Jahre lang als Zombie gelebt hatte und fotografierte sie. Felicia Felix-Mentor war 1907 an einer plötzlichen Krankheit gestorben und von ihrem Mann und ihrem Bruder begraben worden. Im Jahre 1936 sah man eine in einen dünnen, zerissenem Baumwollkittel gekleidete junge Frau in der Nähe des Bauernhofs ihres Bruders umherwandeln. Es schien, als habe sie die Sprache verloren. Felicia Vater und Bruder identifizierten sie beide als ihre als ihre seit langem verstorbene Angehörige. Die Frau wurde umgehend in ein Krankenhaus gebracht. Jedesmal, wenn sich jemand näherte, duckte sich die Frau ängstlich, als befürchte sie körperliche Züchtigung. Zora Hurston machte im Krankenzimmer eine Aufnahme von der leichenähnlichen Frau und versuchte, mit ihr zu sprechen. Später beschrieb sie das unvergessliche Erlebnis: „Es war ein schrecklicher Anblick. Dieses leere Gesicht mit dem toten Blick. Die Lippen und die Augen waren weiß, als hätte man sie mit Säure verätzt. Es gab nichts, was man zu ihr sprechen oder aus ihr herausbekommen konnte. Der Anblick dieses menschlichen Wracks ließ sich nicht lange ertragen.“

War die junge Frau, die man gefunden hatte, nur eine umherirrende Geistesgestörte? Die Haitianer glauben fest daran, das man Verwandte und geliebte Freunde nach ihrem Begräbnis als seelenlose Zombies hat weiterleben sehen.



Wie Halloween entstand

Als Halloween wird ein Fest am Vorabend von Allerheiligen in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November bezeichnet, das ursprünglich vor allem in Irland gefeiert wurde und von ausgewanderten Iren nach Nordamerika gebracht wurde. In zeitlicher Nähe zum 31. Oktober wurde auch das keltische Fest Samhain gefeiert, so dass vielfach vermutet wird, Halloween könnte auf keltisches Brauchtum zurückgeführt werden. Diese Herleitung ist jedoch umstritten. Angeblich war es nach keltischem Glauben den Geistern der Toten möglich, an Samhain (Es ist das Fest, das nach dem keltischen Kalender auf den Winteranfang fiel) Kontakt mit den Lebenden aufzunehmen.

Etymologie und Aussprache

Das Wort „Halloween“, in älterer Schreibweise „Hallowe'en“, ist eine Kontraktion des Wortes „All Hallows' Even“ (Allerheiligenabend). Wie auch bei Heiligabend ist nach heutigem Verständnis der Abend vor dem Festtag gemeint. In früheren Zeiten galt jedoch der Abend als Beginn des Tages, so dass tatsächlich ursprünglich der Abend des Allerheiligentags gemeint war. Das Allerheiligenfest, das sich von Rom aus verbreitete, wurde ursprünglich am 13. Mai gefeiert, das Datum wurde von Papst Gregor III. und endgültig von Gregor IV. auf den 1. November verlegt. Die korrekte Aussprache ist ungleich der in Deutschland fälschlich verbreiteten Variante „Helo-uien“ (,he-lə-'wēn). Im englischen Sprachraum wird es „Ha:lo-uien“ (,ha-lə-'wēn) bzw. „Hälo-uien“ (,hä-lə-'wēn) ausgesprochen.

Herkunft

Meyers Lexikon schreibt zur Herkunft des Festes: „Legendenhaft und historisch nicht exakt zu beweisen ist eine direkte Verbindungslinie zu dem keltisch-angelsächsischen Fest des Totengottes „Samhain“. Aus der Verbindung mit diesem Totengott sollen sich die Gebräuche zu Halloween ableiten, vor allem der Bezug auf das Totenreich und Geister. In der neueren Forschung wird jedoch die Existenz eines Totengottes namens Samhain bezweifelt. Cäsar erwähnt zwar einen keltischen Totengott, aber nicht seinen Namen; wegen der Herkunft des Wortes Samhain handelte es sich bei dem Fest wohl eher um die Feier des Sommerendes (keltisch samos, gälisch samhuinn für Sommer) oder um das irigälische Wort für Versammlung, samain. Der älteste, wenn auch unsichere Hinweis auf das Samhain-Fest entstammt dem Kalender von Coligny aus dem 1. Jh. n. Chr. Der Bezug zum Totenreich ergibt sich bei dieser Interpretation aus der Schlachtung des überzähligen Viehs zu Beginn des Winters (um das Überleben der verbliebenen Population durch den Winter hindurch zu sichern).

Der Bezug von Halloween zum Totenreich lässt sich aber auch aus den darauffolgenden katholischen Feiertagen ableiten. So wird an Allerheiligen traditionell der Verstorbenen gedacht, und an Allerseelen (2. November) sollte durch Gebete und Fürbitten sowie durch gute Taten (z. B. Geschenke an bettelnde Kinder) das Leiden der Toten im Fegefeuer gelindert werden.

Verbreitung

Halloween wurde ursprünglich nur in katholisch gebliebenen Gebieten der britischen Inseln gefeiert, vor allem in Irland. Von dort kam es mit den vielen irischen Auswanderern im 19. Jahrhundert in die Vereinigten Staaten und gehörte dort zum Brauchtum dieser Volksgruppe. Aufgrund seiner Attraktivität wurde es bald von den Kindern anderer Einwanderer übernommen und entwickelte sich zu einem wichtigen Volksfest in den Vereinigten Staaten und Kanada. Aus Nordamerika kam das Halloweenfest nach ganz Europa, wo es in stärker kommerzialisierter, vielfach veränderter Form gefeiert wird. So hat die neu-europäische Variante des Fests eher fröhlichen und weniger schaurigen Charakter als in Nordamerika. Während in den Vereinigten Staaten auch Schulklassenzimmer mit Hexenmotiven oder Rathausvorplätze mit Jack O'Lanterns (ausgehöhlten und mit Fratzen versehenen Kürbissen) geschmückt werden, herrscht der Halloween-Schmuck in Europa eher in Geschäften oder privaten Räumen vor. Auch die Aufforderung „Süßes oder Saures“ (englisch: trick or treat), also Süßigkeiten zu bekommen oder andernfalls einen Streich zu spielen, ist in Europa noch nicht so weit verbreitet wie in Nordamerika. Dieser Teil gestaltet sich so, dass verkleidete Kinder in ihrer Nachbarschaft von Tür zu Tür wandern und von den Leuten, die sie zu Hause antreffen, Süßigkeiten „fordern“ – ansonsten drohen Streiche, wie sie in Europa beispielsweise aus der Freinacht (Walpurgisnacht) bekannt sind.

Halloween im amerikanischen Sinne wird im deutschsprachigen Raum erst seit etwa den 1990ern zelebriert, gilt inzwischen aber als recht verbreitet. Allerdings wurden auch im deutschsprachigen Raum ursprünglich in zeitlicher Übereinstimmung mit Halloween regional verbreitete Feste (vgl. Halloween-ähnliche regionale Bräuche) gefeiert, die der Thematik des Halloweenfestes nahe stehen: Das Spielen von Streichen, das Aushöhlen von Rüben, die Rückkehr der Toten, usw. Daher ist anzunehmen, dass die Vorläufer des amerikanischen Halloweenfestes in Europa verbreitet waren, in Vergessenheit gerieten und mit der amerikanisierten Version des Halloween wieder zurückgekehrt sind.

Verkleidungen

Zu Halloween sind Verkleidungen beliebt; viele Kinder, aber auch Erwachsene verkleiden sich. Populäre Kostüme sind Feen, Fledermäuse, Geister, Hexen, Kürbisse, Skelette, Zombies, Tote, Vampire und Ähnliches. Typische Halloweenfarben sind schwarz, orange, weiß und gelb.

Kritik

Mit der wachsenden Popularität des Festes wurde die Kritik von Seiten einiger christlicher Gruppen lauter – insbesondere evangelikale Christen in den Vereinigten Staaten distanzieren sich sehr scharf von Halloween und vertreten die Meinung, dass mit dem Fest Missbrauch durch satanistische Vereinigungen getrieben werden könne. In Deutschland wird kritisiert, dass die alten Bräuche, beim evangelischen Martinisingen am 10. oder beim katholischen Martinssingen am 11. November an den Haustüren Lieder zu singen und als Belohnung Gebäck, Früchte oder Süßigkeiten zu bekommen, von dem Ruf „Süßes oder Saures“ verdrängt werden. Man beklagt eine vermehrte Kommerzialisierung und Auswüchse, die zu zahlreichen Einsätzen der Polizei an Halloween führen.

Manche evangelische Christen bedauern das zeitliche Zusammentreffen mit dem Reformationstag, der am gleichen Tag an die Reformation erinnern soll. In Deutschland bietet die Evangelische Kirche Lutherbonbons an, die an Kinder verteilt werden können.

Halloween-ähnliche regionale Bräuche

Zurechtgeschnittene Rübe zu Halloween
Bochslnacht

Bochslnacht

Am Donnerstag der letzten ganzen Woche vor Weihnachten zelebrieren die Einwohner in Weinfeldern im Kanton Thurgau die Bochslnacht. Die Kinder der 1. Primar- bis zur 1. Sekundarklasse



ziehen nach dem Eindunkeln mit ihren „Bochseltieren“ (ausgehöhlte, mit Schnitzereien verzierte und durch Kerzen erleuchtete Runkelrüben) auf einer festgelegten Route durch das Dorfzentrum Weinfeldens. Seit wenigen Jahren ziehen die 8. Klässler mit großen Laternen an Stelle der Bochseltiere durchs Dorf. Am Ende des Umzuges treffen sich die Klassen vor dem Rathaus und singen das Lied „Freut euch des Lebens“. Danach kehren die Schüler zu ihren Schulhäusern zurück, um dort Wurst und Brot oder heute auch Brezen in Empfang zu nehmen.

Die Schüler der 3. Oberstufe führen alsdann in der Turnhalle des Thomas-Bornhauser-Schulhauses das Bochslnachttheater auf. Dabei wird traditionellerweise ein Märchen aufgeführt. Nach der Aufführung begeben sich die Erwachsenen in die Wirtshäuser des Dorfes und konsumieren gerne einen „Böllewegge“, ein mit Zwiebeln gefülltes Hefegebäck.

Es ist Brauch, dass die Jugendlichen an diesem einen Tag – von den Erwachsenen geduldet – große Mengen an Zigaretten und Stumpfen verrauchen. Seit dem Jahre 2004 ist dies aber von Seiten der Schulgemeinde zumindest während des Umzuges verboten. Über das Darbringen des Liedes „Freut euch des Lebens“ ist ebenso eine Diskussion entbrannt, wie über die jugendlichen Raucher, die mit bleichen Gesichtern die Strassen des Dorfes „zieren“.

Brauch

Im ganzen Rheinland, in ganz Süddeutschland und in verschiedenen Schweizer Gemeinden finden an den Donnerstagen vor Weihnachten Umzüge der Jugendlichen statt. Schon früh wurde

versucht, dieses Treiben zu unterbinden. So wurden in Basel, Schaffhausen oder Zürich bereits im Mittelalter Verordnungen erlassen, die das "Bogschlen (...) sol verbieten". Der Begriff „bochseln“ ist verwandt mit „posseln“ oder „pochen“ und bedeutet etwa klopfen, Lärm erzeugen oder Schabernack treiben. Dieses Lärmen hat wohl in längst vergangenen Zeiten dazu dienen sollen, böse Geister und Dämonen zu vertreiben. Die Bochslnacht erinnert aber auch an alte Totenbräuche, deren Ursprung in mit römischen Bräuchen vermischten keltischen und germanischen Sitten liegen. Noch heute werden gerne Totenköpfe in die Rüben geschnitzt.

Räbechilbi

Die Räbechilbi ist die lokale Variante des alemannischen Räbenlichtbrauchtums, die in der Gemeinde Richterswil am Zürichsee jeweils am zweiten Samstag im November stattfindet. Räben ist der Dialektausdruck für eine Art der Futterrüben.

Das Lichterfest zu Martini hat angeblich seinen Ursprung in einem bäuerlichen Dankopfer für das Einbringen der letzten Feldfrüchte von dem nahenden Winter. Die Frauen vom Berg gingen mit der Räbe, dem Licht- und Wärmespender zugleich, durch die kärglich beleuchteten Strassen ins Dorf zum Dankgottesdienst. Die erste Formation des Umzuges, die «Kirchgängerinnen vom Berg», erinnert eindrücklich an jene Zeiten.

Pro Jahr werden im Zürcher Unterland rund 25 Tonnen Rüben eigens für den Umzug angepflanzt und geerntet. In Tausenden von Arbeitsstunden basteln Vereine an ihren Sujets, Kinder schnitzen Einzelrüben – das ganze Dorf ist auf den Beinen, um den Brauch alljährlich von Neuem aufleben zu lassen. Organisiert wird die Veranstaltung vom örtlichen Verkehrsverein. Die Anwohner der Umzugsroute sind verpflichtet, ihre Häuser mit Rüben zu schmücken und die Lichter zu löschen. Während des Umzugs wird auch die Strassenbeleuchtung ausgeschaltet. Als Zeichen für das Lichterlöschen wird am Richterswiler Horn ein Chinakracher abgeschossen, und ein paar Minuten ein zweiter als Zeichen zum loslaufen. Nachdem die Route anderthalbmal beschritten wurde gibt es einen dritten Böllerschuss, zum Zeichen dass der Umzug beendet ist.

Laut Guinness-Buch der Rekorde 2000 fand in Richterswil der grösste Räbenlichterumzug der Welt statt.

Räbenlicht

Als Rüben (alemannisch: Rääbe) bezeichnet man im alemannischen Raum eine Art der Futterrüben, welche von der Bevölkerung als Grundnahrungsmittel ebenso häufig gegessen worden sind wie Kartoffeln. Aus Anlass des Einbringens der letzten Feldfrüchte im November stellen die Kinder in verschiedenen schweizerischen Kantonen seit alters her aus solchen Räbenlichter (alemannisch: Rääbeliechtli) her.

Herkunft und Herstellung

Heute hat die Räbe (nicht zu verwechseln mit der Rebel!) ihre Bedeutung als Grundnahrungsmittel verloren und wird fast ausschliesslich für die Lichter angebaut, wobei rund 25 Tonnen im Zürcher Unterland angebaut werden. Die Lichter werden geschnitzt. Dazu werden sie zuerst mit einem Löffel ausgehöhlt und dann mit einem spitzen Messer aus der violetten Haut Sujets herausgelöst. Traditionellerweise handelt es sich dabei um Sonne, Mond und Sterne. Während diese Arbeit früher vor allem zu Hause im Kreise der Familie verrichtet wurde, hat sie sich je länger je mehr in örtliche Jugendvereine, Schule und Kindergarten verlagert. Die Rüben werden oft von der Schule oder örtlichen Verkehrs- oder Gewerbevereinen der Jugend zur Verfügung gestellt.

Umzüge

An drei Schnüren aufgehängt und an einem Stock getragen, werden die mit einem Kerzchen bestückten Räbenlichter von den Kindern durch die dunklen Strassen getragen, wobei das Licht vor allem bei den Sujets durch die dünnen Wände scheint. Bei der heute üblichen Strassenbeleuchtung wird oft ein Abend im November für einen Räbenlichterumzug reserviert, an welchem dann die Strassenbeleuchtung ausgeschaltet wird. Nach den Umzügen werden die Räbenlichter ins Fenster gestellt, bis die Kerze heruntergebrannt ist. Oft werden die Umzüge in der Familie oder Nachbarschaft allabendlich wiederholt, bis die Lichter ver-

schrumpelt sind und dann kompostiert werden.

Zu den Umzügen gehören auch die entsprechenden Lieder, wie etwa Ich geh mit meiner Laterne, das ebenfalls hochdeutsche Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne oder auf alemannisch Rääbeliechtli, wo gasch hii?.

Bedeutung

Räbenlichter reihen sich ein in die verschiedenen regionalen Licht-, Wärme- und Erntedank-Traditionen. Die zeitliche Nähe mit dem Zinstag (Martinstag), dem amerikanischen Thanksgiving und dem heute auch im deutschen Sprachraum immer mehr verbreiteten Halloween ist nicht zufällig. Rübenlichter dienten nach dem Glauben der Kelten und Römer dazu, die Geister der Toten während der dunklen Jahreszeit zu vertreiben, was durch geschnitzten Gesichter zustande kam. Solche Lichter kannte man bereits bei den keltischen und römischen Feste der Wintersonnenwende Samhain und Pomona, die ab dem Jahre 835 nach Christus zu Halloween wurden. Während die archaischen Geister und Fratzen über Auswanderer nach Amerika gelangten, wandelte sich die Tradition im alemannischen Raum, wohl unter Einfluss der Reformation, zum Kinderbrauch mit Sonnen, Mond und Sternen.



Rubebötz

Rubebötz ist ein Wort aus der thüringisch-hennbergischen Mundart. Es würde in hochdeutscher Übersetzung „Rübengeist“ bedeuten. Dabei handelt es sich eigentlich nicht um einen Geist bzw. um einen Bötz, sondern um eine ausgehöhlt Futterrübe mit einem eingeschnitzten furchterregenden Gesicht. Damit das Ganze im Dunklen wirklich gruselig wirkt, steckt man noch eine Kerze oder eine Glühlampe hinein. Der Sitte gemäß werden Rubebötze in der Zeit um Allerheiligen gebastelt und aufgestellt. Ein Rubebötz ist also vergleichbar mit den irisch-amerikanischen Halloweenkürbisköpfen.

Rübengeistern

Rübengeistern ist eine Tradition in Oberschwaben, bei der Kinder mit ausgehöhlten Zuckerrüben durch die Dörfer ziehen und um Süßigkeiten bitten. Dabei wird oft ein Spruch ähnlich „Wir sind die Rübengeister und kommen von weit her, wir bitten um eine Gabe, dann danken wir euch sehr!“ aufgesagt.

Rübengeistern ist eine Tradition ähnlich dem Halloween.

Ursprung der Rübengeister im oberen Neckarraum ist ebenfalls der Kinderbrauch, aus frisch geernteten Futterrüben allerlei Spukgebilde zu schnitzen und diese im Inneren durch eine Kerze erleuchteten Schreckgesichter abends an die Fenster zu stellen oder durch die Strassen zu tragen. In diesen Kobolden und feurig drohenden Erdgeistern ist ein Stück uralten Volksglaubens lebendig, wie er sich auch in den Schemen und Larven äußert. Die Arbeit des Rübengeistschnitzens beginnt schon bei der Auswahl des Rübenkopfes. Beulen, Warzen, Höcker und Verwurzelungen werden in die Formgebung mit einbezogen. Von der Wahl der Wandungsdicke hängt es ab, ob das Licht nur durch die Öffnungen wie Mund, Nase und Augen fällt oder ob das ganze Gesicht dämonisch zu leuchten beginnt. Mit Halloween hat das Rübengeistschnitzen wenig gemeinsam. Seit 1956 wird anlässlich der im Rottweiler Stadtteil Gölldorf gefeierten Saukirbe ein im Land einmaliger Rübengeisterumzug veranstaltet. Zum nächtlichen Umzug werden die Rübengeister auf Stangen befestigt um hoch oben ihre Fratzen schneiden zu können. Der Mundartdichter Egon Rieble verfasste dazu ein eigenes "Riabagoaschterlied".

Rummelpottlaufen

Rummelpott ist ein norddeutscher Silvester-Brauch, der seit dem 19. Jahrhundert besteht. Hierbei gehen am frühen Silvesterabend Kinder geschminkt und verkleidet in Gruppen von Haustür zu Haustür und singen niederdeutsche Lieder. Als Dank erhalten sie dafür von den Bewohnern Süßigkeiten. Die Verkleidung soll verhindern, dass die Rummelpottläufer erkannt werden.

Der Name stammt vom auch als Rummelpott bekannten Brummpotf, dieser erzeugt ein polterndes Geräusch (niederdeutsch: rummeln = poltern). Mit Hilfe des Polterns sollten in früheren Zeiten wahrscheinlich Wintergeister vertrieben werden. Heute ist das Rummelpottlaufen noch in weiten Teilen Schleswig-Holsteins bekannt. Auch Erwachsene laufen Rummelpott. Diese erhalten jedoch anstatt Süßem meist ein Gläschen Schnaps. In einigen Orten ist der Rummelpott daher auch als Rumpott bekannt.

Tag der Toten

Der Día de Muertos (Tag der Toten) ist einer der wichtigsten mexikanischen Feiertage, an dem in Mexiko traditionell der Verstorbenen gedacht wird.

Die Vorbereitungszeit für die Feierlichkeiten beginnt Mitte Oktober, gefeiert wird in den Tagen vom 31. Oktober bis zum 2. November. Dabei wird der Día de los Muertos je nach Region auf verschiedene Weise gefeiert.

Der Tag der Toten wurde 2003 von der UNESCO in die Liste der „Meisterwerke des mündlichen und immateriellen Erbes der



Menschheit" aufgenommen. Die Feierlichkeiten in ihrer traditionellen Form gelten als bedroht, da sie nach und nach von dem eher kommerziell ausgerichteten Halloween-Brauch aus Nordamerika beeinflusst werden, mit dem der Tag der Toten aber außer der allgemeinen Thematik nur wenig gemein hat.

Der Tod als Teil des Lebens in der Kultur Mexikos

Der Umgang der Mexikaner mit dem Tod wirkt auf westliche Kulturen befremdlich, da der Tod dort nicht tabuisiert wird. Er wird als etwas betrachtet, vor dem man sich nicht zu fürchten braucht, etwas, dem man jederzeit begegnen kann – mit Ironie. Alltägliches in Mexiko wie: 'La Calzada del Hueso' (Die gepflasterte Knochenstraße), 'La Barranca del Muerto' (Die Todesschlucht) wurde so in Relation mit dem Tod gebracht. Der Tod ist allgegenwärtig und ein Teil des Lebens. Besonders deutlich wird das in der Zeit rund um die Días de los Muertos, wenn die Calaveras (Skelette aus Pappmaché, Gips oder Zucker) in allen möglichen Alltagssituationen dargestellt in den Straßen und in Geschäften aufgestellt werden.

Nach altmexikanischem Glauben kommen die Toten einmal im Jahr zum Ende der Erntezeit zu Besuch aus dem Jenseits und feiern gemeinsam mit den Lebenden ein fröhliches Wiedersehen mit Musik, Tanz und gutem Essen. Durch spanische Missionare, die vergeblich versuchten, das Fest abzuschaffen, wurden die Feiern mit den christlichen Feiertagen Allerseelen und Allerheiligen zusammengelegt. Parallelen zwischen der christlichen Vorstellung vom Tod und dem indigenen Glauben ermöglichten diese Verschmelzung. Schon die Azteken sahen den Tod nicht als Ende, sondern als Anfang neuen Lebens, eine Übergangsphase zu einer anderen Daseinsform. In Vermischung mit dem christlichen Glauben entstand ein einzigartiges kulturelles Fest, das die Bräuche des vorspanischen Mexiko teilweise weiterleben ließ.

Besuch aus dem Jenseits – Der Friedhof lebt

Der Día de los Muertos ist keine Trauerveranstaltung, sondern ein farbenprächtiges Volksfest zu Ehren der Toten. Die Verstorbenen dürfen an diesen Tagen aus dem Totenreich zurückkehren. Allerdings glaubt niemand, dass die Toten wirklich aus ihren Gräbern auferstehen und dorthin wieder zurückkehren. Vielmehr sind es die Seelen, die ihre Familien besuchen, dabei steht für die Mexikaner das Gedenken an die Verstorbenen im Vordergrund.

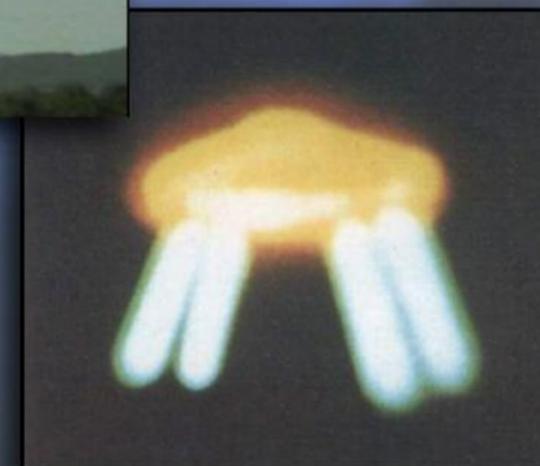
Die Straßen werden mit Blumen geschmückt, skurrile Todessymbole, Skelette und Schädel in den unterschiedlichsten Ausführungen stehen in den Schaufenstern. Konditoreien produzieren kurz vor Allerheiligen die Calaveras de Dulce, Totenschädel aus Zucker oder Schokolade, die die Namen der Toten auf der Stirnseite tragen. Das Pan de Muerto, das Totenbrot ist ein weiteres beliebtes Naschwerk in diesen Tagen.

Die Ofrendas, traditionelle Totenaltäre oder Gabentische in den Wohnungen, zum Teil auch auf öffentlichen Plätzen, sind das Zentrum der Feierlichkeiten. Sie sind mit reichlich Speisen und Getränken, Blumen und persönlichen Erinnerungsgegenständen gedeckt. Die Toten sollen sich nach ihrer langen Reise aus dem Totenreich stärken und einige der Gaben wieder mitnehmen. Fotos der Verstorbenen, Kerzen und Weihrauch sollen an gemeinsame

Zeiten erinnern. Auf den Straßen herrscht buntes Treiben. Wohnungen und Friedhöfe werden prachtvoll mit Blumen, Kerzen und bunten Todessymbolen aller Art dekoriert. An den Eingangspforten der Häuser werden Laternen aufgehängt. Die leuchtend orangefarbene, 'Cempasuchitl', eine Tagetesart, wird zusammen mit Ringelblumen als "Empfangsteppich und Wegweiser" für die Verstorbenen vom Haus bis zum Friedhof ausgelegt, damit diese sicher zum Familienfest finden. Man glaubt, dass Verstorbene die Farben orange und gelb am besten erkennen können.

In der Nacht des Hundes zum ersten November wird die Ankunft der gestorbenen Kinder erwartet, der Angelitos, der kleinen Engel. Nachdem in der Nacht auf den zweiten November die Seelen der verstorbenen Erwachsenen ebenfalls im Haus empfangen wurden, findet anschließend der Abschied von den Verstorbenen auf den Friedhöfen statt. Dort werden mitgebrachte Speisen gegessen, es wird getrunken, musiziert und getanzt. Um Mitternacht ist für die Verstorbenen die Zeit gekommen, wieder ins Jenseits zurückzukehren. Das Fest ist zu Ende, bis die Toten im nächsten Jahr zurückkehren.

Quelle: Wikipedia





Verflucht seist du!



Die Totenmaske des mykenischen Königs Agamemnon. Er war der griechischen Mythologie zufolge eines der vielen Opfer des Fluchs, den Hermes gegen das Haus des Atreus ausgestoßen hatte. Agamemnon, der Sohn des Atreus, wurde gezwungen, seine Tochter zu opfern. Er selbst kam durch den Liebhaber seiner Frau zu Tode.

„Böse Flüche“ sind seit Menschengedenken gefürchtet. Offenbar nicht selten zu Recht: Es sind Fälle bekannt, in denen die Opfer Krankheiten, Tod oder den Verlust nahestehender Menschen erleiden mussten.

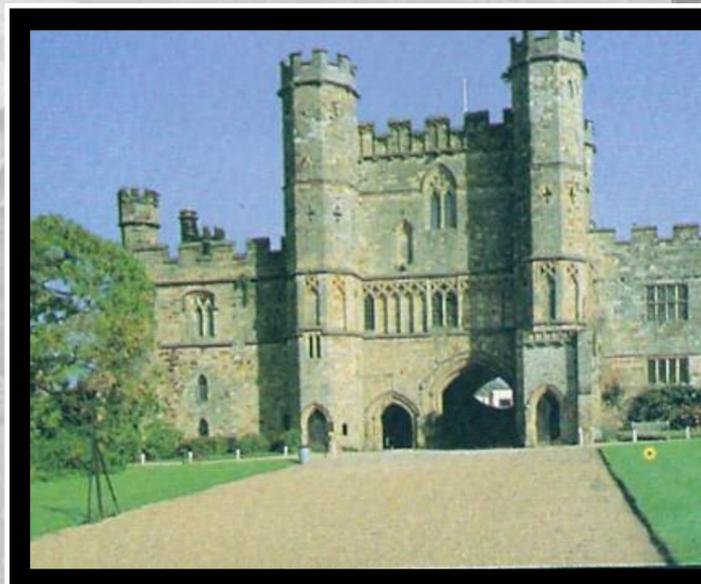
Der Fluch, die Beschwörung zerstörerischer oder böser Kraft, ist Teil des traditionellen „Waffenarsenals“ des Priesters, Zaubers, Schamanen oder einfach übelwollenden Menschen. Doch wirken Flüche wirklich, und wenn ja, wie? Jemanden zu verfluchen, macht aufgestauten Gefühlen Luft, und die meisten Psychologen sagen, dass auch rituelle Flüche nicht mehr bewirken – sofern das Opfer nicht auf das Ungemach geradezu wartet. Sandford Cohen, Psychologe an der Universität Boston, USA, gelangte durch seine Feldforschung zu der Überzeugung, dass Flüche tödliche Folgen haben können, wenn sie das Gefühl völligen Ausgeliefertseins vermitteln. Er sieht verblüffende Parallelen zwischen dem zivilisierten Bewohner des Abendlands, der aus Angst vor einer als unheilbar geltenden Krankheit stirbt, und dem Primitiven, dem der Fluch eines Medizinmanns den Tod bringt.

Eine andere Erklärung liefert die „Theorie der Bandaufnahme“, der zufolge ein Gedanke auf einem Gegenstand oder einer Person „eingepägt“ und auch auf andere übertragen werden kann. Robert Heintz jr. Beispielsweise, Oberst i. R. der US Marine, hatte von 1958 bis 1962 den Flottenstützpunkt auf Haiti befehligt, und seine Frau beschäftigte sich intensiv mit dem Voodoo-Kult. Nach ihrer Rückkehr in die USA verfasste sie Writen in Blood (Geschrieben mit Blut), ein Buch über die Geschichte Haitis, das

unverhohlene Kritik am Regime von Francois „Papa Doc“ Duvalier übte. Bald entnahmen sie einer haitischen Exilzeitung, dass ihr Buch mit einem Fluch belgt worden sei, den, nach dem Tod Papa Docs 1971, vermutlich seine Witwe Simone ausgesprochen hatte. Anfangs fühlten sich die Heintzs geschmeichelt, doch bald wandelte sich ihre Belustigung in Furcht. Erst ging das Manuskript auf dem Weg zum Verleger verloren, dann tauchte es vier Monate später in einem ungenutzten Raum des Verlagshauses auf. Inzwischen hatten die Heintzs eine Kopie angefertigt und zum Binden gegeben, doch die Maschine versagte sofort. Als nächstes bekam ein Reporter der Washington Post, der ein Interview mit den Heintzs vorbereitete, eine akute Blinddarmentzündung. Dann stürzte der Oberst, während er eine Rede hielt, und verletzte sich am Bein. Kurz darauf wurde er bei einem Spaziergang von einem Hund gebissen und erheblich verletzt. Die Serie der Unfälle riß nicht ab. Bei zweien spielte die Zahl 22 eine Rolle, die „Papa Doc“ als magisch angesehen hatte. Am 05. Mai 1979 schließlich erlag der Oberst einem Herzinfarkt. Als er mit seiner Frau auf der Insel ST. Barthélemy östlich von Haiti Urlaub machte. In der Stadt Davids

Noch heute praktizieren etliche der großen Weltreligionen Fluchrituale. Im September 1981 drohte Rabbi Moshe Hirsch, Führer der orthodoxen jüdischen Sekte Neturei Karta, die „Rute des Lichts“ gegen den israelischen Archäologen Yigal Shilo zu beschwören, falls er weiterhin die biblische Stadt Davids ausgrabe. Der Rabbi behauptete, dabei würde ein mittelalterlicher jüdischer Friedhof entweiht. Archäologen bestreiten die Existenz eines solchen Friedhofes.

Bei der Anrufung der „Rute des Lichts“ wird ein Text verlesen, der auf kabbalistischen Schriften beruht. Die Teilnehmer brennen schwarze Kerzen ab, blasen in ein Widderhorn und beschwören den Namen der Mutter des Verfluchten. „Diese Zeremonie“, sagte der Rabbi, „wurde in den letzten 30 Jahren nur zweimal vollzogen, beide Male mit schrecklichen Folgen. Es gibt viele Arten zu ster-



ben, und manche sind weniger angenehm als andere.“ Interessanterweise behauptet der Rabbi, den Namen von Shilos Mutter nicht herausgefunden zu haben.

Auch in der anglikanischen Kirche wird heute noch mit göttlicher Strafe gedroht, und zwar den Kirchendieben. Diese Strafandrohungszereemonie sieht zwölf und bei Bedarf auch mehr Flüche vor. Sie wurde erstmals anno 1662 im Book of Common Prayer (Allgemeines Gebetsbuch) erwähnt. In der überarbeiteten Fassung von 1928 ersetzte man den Begriff „Fluch“ durch „Gottes Zorn und Urteil“. Traditionsgemäß hielt man diesen Gottesdienst gegen Feinde der Kirche am ersten Tag der Fastenzeit und bei Schändung eines Gotteshauses oder Friedhofes ab. Christliche Flüche scheinen mitunter ebenso wirkungsvoll zu sein wie die der Schwarzen Magie. So waren die neuen Besitzer der Klöster, die Heinrich VIII. nach dem Bruch mit dem Papst zu Beginn des 16. Jahrhunderts gewaltsam okkupiert hatte, über Generationen hin vom Schicksal verfolgt, denn die erbitterten Mönche hatten sie mit Flüchen belegt.

Ein uralter Glaube besagt, es bringe Unheil, die Ruhe alter Steine oder vergrabener Schätze zu stören, man denke nur an den Fluch der Pharaonen. Manche Wissenschaftler meinen, dass sich ein tief verwurzelter Glaube als Teil des kollektiven Unbewussten auch physisch auswirken könne. Durch Feuer und Wasser

Bewegte Steine

Das alte Schloss Syrie in Aberdeenshire, Schottland, gehört zu den Gebäuden, auf denen ein legendärer Fluch lastet. Im örtlichen Fluss



Dr. Konstantin Raudive mit dem „Goniometer“, das Theodor Rudolph von Telefunken für seine Aufzeichnungen von „Geisterstimmen“ entwickelte.

liegt eine Gruppe von Steinen, bekannt als die „Weeping Stones“ (Weinende Steine), von denen einer fehlt. Solange er sich nicht findet, so heißt es, wird keinem der Syrie-Erben Glück beschieden sein.

Als 1944 ein zwei Tonnen schwerer „Witch’s Stone“ (Hexenstein) von einer Kreuzung in Scrapfaggot Green, Great Leighs, Essex (England), entfernt wurde, um die Stasse zu verbreitern, kam es zu einem rätselhaften Chaos. Vor der Kneipe des Ortes lag plötzlich ein großer Felsbrocken, Hühner waren in Kaninchenställen eingepfercht, die Kaninchen liefen frei im Garten umher, die Kirchenglocken, läuteten wie von selbst, 30 Schafe und zwei Pferde fand man verendet auf einem Feld, und die Gerüststangen eines Bauunternehmers wirbelten „wie Streichhölzer“ umeinander. Sobald der „Witch’s Stone“ wieder an seinem angestammten Platz lag, hatte es mit dem Spuk ein Ende.

In jüngerer Zeit, im Jahre 1980, wurde einer der „Devil’s Marbles“ (Teufelsmurmeln), ein 30 Tonnen schwerer Findling, in einen Park in Tennant Creek gebracht, einer abgelegenen Bergarbeiterstadt im australischen Hinterland.

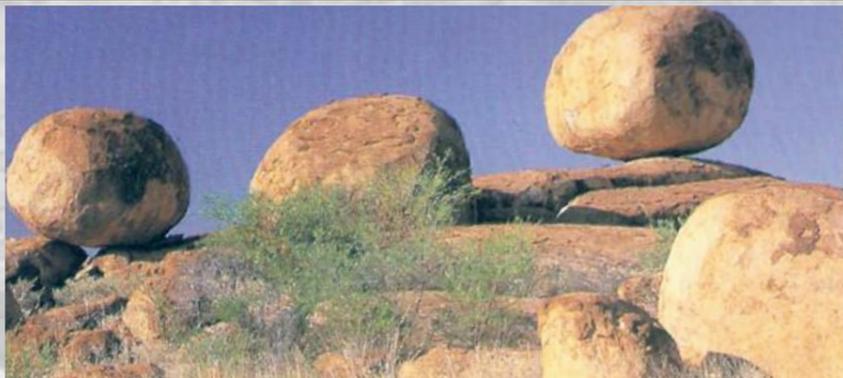
Angehörige des Warramungu-Stammes sehen in den „Marbles“ ein Relikt aus der „Traumzeit“, in der die Urgeister die Welt erschufen. Sie glaubten, dass jede Störung solcher Überreste Krankheit und Tod nach sich ziehe. Nach dem Abtransport des Felsens traten bei mehreren Kindern der Aborigines Wundmale an den Beinen auf. Mick Taylor, der Stammesälteste, warnte davor, dass jemand zu Tode käme, wenn man den Stein, nicht zurückbrächte. Im März 1981 erlag Mick Taylor einer Hirnhautentzündung. Die Stadt erklärte sich bereit, den Stein zurückzugeben.

Durch Feuer und Wasser

In Battle Abbey in Sussex, England, wurden die Nachkommen von Sir Anthony Browne, einem Ritter Heinrichs VIII, Anno 1538 mit einem grimmigen Fluch belegt. Laut Überlieferung wurde er ausgesprochen, als Sir Anthony die Inbesitznahme der Abtei mit einem Fest beging. Ein Mönch machte so seinem Zorn über die Konfiszierung des Kirchenbesitzes Luft. In dem Fluch hieß es, die Familie werde „durch Feuer oder Wasser“ sterben, doch offenbar traf er nicht in Schwarze. Ein anderer Besitz Sir Anthoniys, das Cowdray House, das er von seinem Halbvetter, dem Earl of Southampton, geerbt hatte, brannte nieder. Dies geschah jedoch erst im Jahre 1793, nachdem der Besitz auf eine andere Familie übergegangen war.

Antony Hippisley Coxe berichtet in seinem Buch Haunted Britain (Verfluchtes England), dass der Fluch 1907 ein zweites Mal den Falschen traf, als die Herzogin von Cleveland, die Ballte Abbey für kurze Zeit gemietet hatte, auf den dazugehörigen Ländereien beim

Kirchgang ertrank. Ihre Tochter kam mit dem Leben davon. In Battle Abbey in Sussex, England, wurden die Nachkommen von Sir Anthony Browne, einem Ritter Heinrichs VIII, Anno 1538 mit einem grimmigen Fluch belegt. Laut Überlieferung wurde er ausgesprochen, als Sir Anthony die Inbesitznahme der Abtei mit einem Fest beging. Ein Mönch machte so seinem Zorn über die Konfiszierung des Kirchenbesitzes Luft. In dem Fluch hieß es, die Familie werde „durch Feuer oder Wasser“ sterben, doch offenbar traf er nicht in Schwarze. Ein anderer Besitz Sir Anthoniys, das Cowdray House, das er von seinem Halbvetter, dem Earl of Southampton, geerbt hatte, brannte nieder. Dies geschah jedoch erst im Jahre 1793, nachdem der Besitz auf eine andere Familie übergegangen war. Antony Hippisley Coxe berichtet in seinem Buch Haunted Britain (Verfluchtes England), dass der Fluch 1907 ein zweites Mal den Falschen traf, als die Herzogin von Cleveland, die Ballte Abbey für kurze Zeit gemietet hatte, auf den dazugehörigen Ländereien beim Kirchgang ertrank. Ihre Tochter kam mit dem Leben davon.



Die Devil's Marbles in Nordaustralien sind eine heilige Stätte der Aborigines. Nachdem 1980 einer der Felsblöcke entfernt worden war, warnte Mick Taylor, der Stammesälteste, dies werde Krankheit und Tod zur Folge haben. Mehrere Kinder erkrankten, und Taylor selbst starb, erst 50jährig, im darauffolgenden Jahr.

Steine des Zorns

Auch aus Amerika sind Fälle von Verwünschungen bekannt, wenn heilige Steine bewegt wurden. Im Sommer 1977 reiste der Vizepräsident einer Fluggesellschaft, Ralph Loffert aus Buffalo im Staat New York (USA), mit seiner Frau und den vier Kindern zum Vulkan Mauna Loa auf Hawaii. Sie nahmen einige Lavasteine mit, obwohl Einheimische sie warnten, dass sei damit die Vulkangöttin Pele erzürnen. Einige behaupteten, Pele sogar gesehen zu haben, die der Überlieferung nach durch ihr Erscheinen bevorstehende Ausbrüche ankündigt. Kurz nach der Heimkehr der Familie brach der M Mauna Loa aus. Pele musste wohl sehr erbost gewesen sein, denn innerhalb weniger Monate bekam Todd, einer der Loffert-Söhne, eine Blinddarmentzündung, musste am Knie operiert werden und brach sich das Handgelenk. Ein anderer Sohn, Mark, verstauchte sich den Knöchel und brach sich einen Arm. Sein Bruder Dan zog sich eine Augeninfektion zu und musste fortan eine Brille tragen, und die Tochter Rebecca verlor bei einem Sturz zwei Vorderzähne. Im Juli 1978 schichten die Lofferts die Steine einem Freund auf Hawaii – mit der Bitte, sie zum Vulkan zurückzubringen. Doch die Unglücksserie setzte sich fort: Mark verletzte sich am Knie, Rebecca büßte drei weitere Zähne ein, Dan brach sich ein Mittelhandknochen und Todd verletzte sich am Ellenbogen und brach sich erneut das Handgelenk.

Schließlich gestand Mark, dass er noch immer drei Steine besaß. Sie wurden zurückgeschickt – und das Drama fand ein Ende. Auch Allison Raymond aus Ontario, Kanada, und ihre Familie nahmen einige Steine des Vulkans mit nach Hause. Sie berichtete den Reportern: „Mein Mann verlor sein Leben bei einem Frontalzusammenstoß, und meine Mutter starb an Krebs. Mein Jüngster bekam eine Bauchspeicheldrüsenentzündung, die sich immer mehr verschlimmerte, und dann brach er sich auch noch ein Bein. Die Ehe meiner Tochter ging beinahe in die Brüche, bis ich die Steine zurückschickte.“ Ungeachtet aller Warnungen nahm auch Nixon Morris, ein

Hartholzhändler aus El Paso, Texas, 1979 einen Stein vom Mauna Loa mit nach Hause. Nach seiner Rückkehr stürzte er vom Dach seines Hauses, ein Blitz schlug in die Antenne ein und zerstörte mehrere Haushaltsgeräte, und seine Frau erkrankte an einer rätselhaften Infektion. Dann brach Morris sich im Kampf mit einem Einbrecher Hüfte und Oberschenkel. Als seine Frau ihren Wagen anließ, wurde der Hauskatze, die unter der Motorhaube geschlafen hatte, buchstäblich das Fell abgezogen, und zu allem Überfluss stürzte die Enkelin und brach sich zweimal den Arm.

Morris hatte den Stein halbiert und einem Freund eine Hälfte geschenkt. „Er brachte mir den Stein zurück, nachdem er in nicht einmal zwei Jahren vier Autos zu Schrott gefahren hatte.“ Im März 1981 schickte auch Morris die Steine zurück.

Jon Erickson, ein Naturforscher im Vulkan-Nationalpark auf Hawaii, erhielt eine Zeitlang bis zu 40 Päckchen am Tag mit Steinen, die ihm verängstigte Touristen zusandten.

Korvettenkapitän „Buster“ Crabbe tauchte 1950 mit der „Royal Navy“ in der Tobermory Bay vor der Insel Mull, Schottland. Sie suchten nach Duque de Florencia, einem Lohnschiff der spanischen Armada, des im Jahre 1588 mit angeblich 30 Millionen Pfund Sterlin in Gold an Bord versenkt worden war. Eine der Trophäen, die er aus der Tiefe mitbrachte, war ein Schädel, nach Expertenmeinung der einer Nordafrikanerin. Sechs Jahre später verschwand Crabbe unter mysteriösen Umständen während einer Unterwassermission. Im folgenden Jahr wurde in Chichester, Sussex (England), der kopflose Leichnam eines Froschmannes angeschwemmt. Man kam zu dem Schluss, dass es Crabbe sein müsse.

Der Totenschädel aus dem Schiffswrack wurde im Western Isles Hotel von Tobermory aufbewahrt. Eines Tages stieß der Barkeeper ihn versehentlich zu Boden, und er zerbrach. Am selben Tag verunglückte der Mann mit seinem Motorroller und zog sich einen Schädelbruch zu. Er verließ die Insel für immer. Der Hotelbesitzer, Donald Maclea, schloss den Schädel in einen Schrank. 1970 bohrte Richard Forrester, der neue Besitzer des Hotels, ein Loch in den Schädel, um ihn in der Cocktailbar aufzuhängen. „Ich benutzte eine ganz normale Bohrmaschine. Was mich als erstes verwunderte, war, dass sich die metallene Bohrspitze, nachdem sie durch den Knochen gedrungen war, inne um 45° umbog. Doch ich dachte nicht weiter darüber nach. Zwei Stunden später spürte ich an meinem Hinterkopf einen bohrenden Schmerz. Zwei Tage lang war ich zu nichts imstande. Seither nehme ich Tabletten, aber der quälende Schmerz bleibt.“ Die Vorstellung, dass ein Fluch auf einer ganzen Familie lastet, ist so alt wie die Menschheit selbst.

„ES GEHT DER GLAUBE,“ SAGTE SEINE WITWE NACHDENKLICH, „DASS DER ZAUBER IMMER STÄRKER WIRD, JE MEHR MAN SICH HAITI NÄHERT.“

Verfluchte Familien

Die alten Griechen glaubten fest an die Wirksamkeit von Flüchen – der wohl berühmteste betraf das Haus von Atreus. Der König von Mykene hatte den Sohn des Gottes Hermes in einem Liebeswettstreit getötet. Der Gott belegte daraufhin den Mörder und sein ganzes Haus mit einem Fluch. Atreus tötete versehentlich seinen eigenen Sohn, ein anderer Sohn, Agamemnon, wurde vom Liebhaber seiner Frau und diese von ihrem Sohn umgebracht. In England lastet angeblich auf mehreren Adelsfamilien ein Fluch. Im 18. Jahrhundert verlegte der schottische Earl of Breadalbane einen Friedhof, um das Schloss von Taymouth zu bauen. Eine



Am 29. Juni 1967 starb die Schauspielerin Jayne Mansfield bei einem Autounfall. Es hieß, sie sei von ihrem Ex-Freund Anton la Vey, dem Anführer der „Church of Satan“ (Satanskirche), verflucht worden.

Edeldame, deren Grabstätte aufgewühlt wurde, verhängte angeblich den Fluch über die Familie, dass nie zwei Grafen derselben Linie aufeinander folgen sollten. Er hat sich offenbar bewahrheitet. Auch die Verwünschungen des berühmten Okkultisten und Magiers

Aleister Crowley, „die Bestie“, forderten mehrfach ihre Opfer. Das letzte war der noch junge Dr. William Brown Thompson, der dem Süchtigen das Morphium verweigerte. In Rage verfluchte Crowley ihn mit den Worten, er werde den Arzt mit sich in den Tod nehmen. Crowley starb am 1. Dezember 1947 als 72jähriger – und Thompson keine 24 Stunden später.



Lance Sieveking, Rundfunkproduzent und Vater des Schriftstellers Paul Sieveking, zeigte eine ungewöhnliche Immunität gegen einen Fluch, mit dem ihm der Magier Aleister Crowley belegt hatte: Er lebte dreißig Jahre länger, als ihm zugestanden war.

„ZWEI STUNDEN SPÄTER SPÜRTE ICH AM HINTERKOPF EINEN BOHRENDEN SCHMERZ. ZWEI TAGE LANG WAR ICH ZU NICHTS IMSTANDE. SEITHER NEHME ICH TABLETTEN, ABER DER QUÄLENDE SCHMERZ BLEIBT.“

Der Fluch der Pharaonen

Archäologen sind in gewissem Sinne moderne Grabräuber, und manche haben dafür teuer bezahlen müssen. Auf vielen Pharaonengräbern scheint ein Fluch gegen jedermann zu liegen, der sie entweicht. Nach einem Bericht des amerikanischen Journalisten Webb Garrison öffnete Professor S. Resden in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein ägyptisches Grab von Prinz Sennar schändet, der wird vom Sand eingeholt und zerschmettert.“ Resden wusste angeblich, dass er todgeweiht war. Auf dem Schiff, das ihn von Ägypten zurück in die Heimat bringen sollte, erlag er



einem Erstickungsanfall ohne ersichtliche Ursache. In seinen geballten Fäusten fanden sich Sandkörner. Obwohl diese Geschichte nicht allzu wörtlich genommen werden sollte, scheint der „Fluch der Pharaonen“ tatsächlich zu wirken. Im September 1979 erlitt George LaBrash einen Schlaganfall, als er bei einer Ausstellung in San Francisco die Maske Tut-ench-Amuns bewachte. Im Januar 1982 verklagte er die Stadt auf Invalidenrente mit der Begründung, der Schlaganfall sei ein Arbeitsunfall gewesen, den der alte Fluch bewirkt habe. Beweisen konnte er diesen kausalen Zusammenhang allerdings nicht, und die Klage wurde abgewiesen.



Der Fluch der Hexham-Schädel

In diesem Garten (unten) hinter einem Haus in Hexham (Nordengland) gruben zwei kleine Jungen ein Paar grobgemeißelte Steinköpfe aus, auf denen offenbar ein alter Fluch lastete. Eine angesehene Archäologin schätzte sie auf etwa 1800 Jahre und hielt sie für Relikte eines alten Keltischen Schädelkults. Desmond Craigie (rechts) hingegen beteuerte, dass er sie selbst angefertigt habe.



Der Entdeckung zweier gemeißelter Steinköpfe in einem Garten in Hexham, Northumberland, maß man zunächst keine besondere Bedeutung zu. Als diese Schädel jedoch die Erscheinung eines Wolfsmenschen hervorriefen, begann ein wahrer Alptraum.

Die Familie Robson bewohnt eine Sozialwohnung in der Rede Avenue in Hexham, einem Marktflöcken 20 Kilometer westlich von Newcastle-Upon-Tyne. An einem Nachmittag im Februar 1972 jätete der elfjährige Colin Robson im Garten hinter dem Haus Unkraut. Dabei grub er einen tennisballgroßen Vorsprung aus, der an einer Seite einen seltsamen, kegelförmigen Vorsprung aufwies. Er kratzte die Erde ab und erkannte, dass in den Stein grobe menschliche Züge gemeißelt waren und der Vorsprung den Hals dieses Kopfes darstellte.

Aufgeregt rief er nach seinem jüngeren Bruder Leslie, der ihm vom

Fenster aus zugeschaut hatte. Gemeinsam gruben die Jungen weiter und entdeckten kurz darauf einen zweiten Kopf. Die beiden Steine, die bald als die „Hexham-Schädel“ bekannt wurden, zeigten recht unterschiedliche Prägung. Die Gesichtszüge des einen erinnerten an einen Totenschädel. Da jeder Betrachter ihn spontan als männlich identifizierte, nannte man ihn „den Jungen“. Der war grünlich-grau gefärbt, bestand teilweise aus glitzerndem Quarzkristall und hatte „Haare“, die in Streifen von der Stirn über den Hinterkopf verliefen. Er war schwerer als Zement oder Beton. Der andere Schädel, das „Mädchen“, trug hexenhafte Züge, mit wild hervortretenden Augen. Die Haare, die von der Stirn weg nach hinten zu einer Art Knoten gebunden schienen, wiesen eindeutig Spuren von roter oder auch gelber Farbe auf.

Die Jungen trugen die beiden Köpfe ins Haus, und von da an begannen sich seltsame Dinge abzuspielen. Die Köpfe drehten sich von selbst herum, und Gegenstände zerbrachen ohne ersichtliche Ursache. Als eines Tages das Bett einer der beiden Robson-Töchter mit Glassplittern übersät war, zogen die Mädchen aus diesem Zimmer aus. Zu Weihnachten erblühte an der Fundstelle der Köpfe eine seltsame Blume, und es glüht dort ein unheimliches Licht. Man könnte natürlich behaupten, dass all dies gar nichts mit den Schädeln zu tun hatte und es sich vielmehr um Poltergeister-Phänomene handelte, deren Urheber die heranwachsenden Kinder der Robsons waren. Dann aber widerfuhr der Nachbarin der Robsons, Frau Ellen Dodd, etwas derart Unheimliches, für das diese Erklärung nicht mehr gelten konnte. Frau Dodd berichtete: „Ich übernachtete in dem Zimmer meiner Kinder, da eines von ihnen krank war. Mein zehnjähriger Sohn Brian lag mir in den Ohren, dass ihn irgendwas berühre. Ich sagte ihm noch, er soll nicht so dummes Zeug reden, dann sah ich diese Gestalt. Sie bewegte sich auf mich zu, und ich konnte ganz deutlich spüren, wie sie mich an den Beinen berührte. Dann kroch sie auf allen vieren aus dem Zimmer.“ Später beschrieb Frau Dodd das Wesen als „Halb Mensch, halb Schaf“. Frau Robson erinnerte sich, dass sie in der fraglichen Nacht aus dem Nachbarhaus ein Krachen und auch Schreie vernommen hatte. Ihre Nachbarin habe ihr später erzählt, dass die Kreatur, die diese Geräusche ausstieß, wie ein Werwolf aussah. Als Frau Dodd die Treppe hinunterlief, fand sie ihre Haustür offenstehen. Was auch immer die Ursache für diese Erscheinungen war – Ellen Dodd litt seitdem unter panischer Angst und bekam schließlich eine neue Sozialwohnung zugeteilt. Das Haus der Robsons wurde bald darauf exorziert, die Köpfe entfernt, und in der Rede Avenue zog wieder Ruhe ein.

Inzwischen hatten die Köpfe jedoch das Interesse von Dr. Anne Ross geweckt, einer anerkannten Expertin für die Kultur der Kelten. In einem Fachartikel hatte sie behauptet, die Köpfe seien rund 1800 Jahre alt und für gewisse keltische Schädelrituale angefertigt worden. Nachdem man die Köpfe aus dem Haus der Robsons entfernt hatte, kamen sie in die Obhut von Dr. Ross. Sie erzählt, was sich daraufhin ereignete: „Damals brachte ich die Vorfälle noch nicht mit den Köpfen in Verbindung. Wir lassen im Flur immer das Licht an und die Türen offen, weil unser kleiner Sohn sich vor der Dunkelheit fürchtet.

Köpfe zum Schutz von Haus und Hof



In Nordengland, Schottland und auch auf dem europäischen Festland wurden Hunderte von Steinköpfen gefunden. Die meisten dieser primitiv gemeißelten Schädel stammen eindeutig aus vorrömischer, keltischer Zeit – einige jedoch sind unbekanntes Ursprungs. Die Kelten des Königreichs Brigantia im Nordosten Englands verehrten den menschlichen Schädel sowohl als Zaubermittel gegen das Böse wie auch als Fruchtbarkeitssymbol und nagelten die abgetrennten Köpfe ihrer besiegten Feinde über Haustüren und Scheunen. Nach Ansicht der Historiker liegen in diesem grausamen Kult die Wurzeln für die spätere Verehrung von Steinköpfen (siehe links). Im Westen von Yorkshire gibt es besonders viele dieser Köpfe. Die meisten befinden sich an Hauswänden oder Scheunengiebeln, über Toreinfahrten oder in der Nähe von Brunnen, wo sie wohl ihren ursprünglichen Zweck, das Böse fernzuhalten, erfüllen sollen. Seltsamerweise sind aber viele dieser steinernen Relikte des blutigen Keltenkults nicht mehr als 100 Jahre alt. Bewusst oder auch unbewusst haben die Einwohner von Yorkshire eine Tradition aufrechterhalten, die mehr als 2000 Jahre zurückreicht.

Auch in unser Schlafzimmer fällt daher immer etwas Licht. Eines Nachts wachte ich auf und verspürte furchtbare Angst, eine regelrechte Panik, und gleichzeitig eine schreckliche Kälte. Um mich herum breitete sich diese unheimliche, eisige Kälte aus. Dann schaute ich unwillkürlich zur Tür, und da sah ich dieses Etwas den Raum verlassen.

Das Wesen war etwa zwei Meter hoch, ging leicht vornübergebeugt und hob sich dunkel gegen die weißgestrichene Tür ab. Es war halb Tier, halb Mensch. Den oberen Teil hielt ich für eine Wolfsgestalt, den unteren für den eines Menschen. Es war von einer Art dunklem, fast schwarzem Fell bedeckt. Ich sah es ganz deutlich hinausgehen, und dann verschwand es. Irgendetwas veranlasste mich, ihm nachzulaufen – normalerweise hätte ich das nie getan, aber ich fühlte diesen seltsamen Zwang. Ich stieg aus dem

Bett und lief nach draußen, wo ich es die Treppe hinuntersteigen hörte. Dann verschwand es im hinteren Teil des Hauses. Als ich unten an der Treppe stand, empfand ich schreckliche Angst.“ Das war aber noch nicht das Ende der Geschichte. Einige Tage später kehrte das Ehepaar Ross aus London zurück und fand die halb-wüchsige Tochter in einem Schockzustand vor. Dr. Ross beschreibt, was das Mädchen erlebte: „Sie hatte die Haustür geöffnet, und ein dunkles Wesen, das nach ihrer Beschreibung eindeutig wie ein Werwolf aussah, sprang über das Gelände und landete mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden. Es stapfte mit schweren Tiertatzen ins Haus hinein, und sie folgte ihm unter einem Zwang. Dann verschwand es im Musikzimmer am Ende des Flurs, aber als sie dort eintrat, war es verschwunden. Plötzlich hatte sie furchtbare Angst. An dem Tag, als die Köpfe aus dem Haus kamen, schienen uns allen, und auch



Dieses Foto der Hexham-Schädel von denen einer männlich und einer weiblich sein soll, ist das Beste, das verfügbar war. Zum Vergleich zwei Köpfe, die eindeutig heutigen Ursprungs sind (rechts). Der linke davon wurde von Desmond Craigie angefertigt, um zu beweisen, dass auch die Originalköpfe von ihm stammen. Den rechten Kopf hat einer der beiden Jungen gebastelt, die die Hexham-Schädel ausgruben – merkwürdigerweise kurz vor ihrer Entdeckung.

meinem Mann, als hätte sich eine dunkle Wolke von uns gehoben. Seitdem sind keinerlei paranormale Phänomene mehr aufgetreten.“ Bevor die Köpfe entfernt wurden, trat der unwillkommene Besucher jedoch noch verschiedentlich in Erscheinung. Während dieser entsetzlichen Monate, so beteuert Dr. Ross, erlebten sie das Wesen als überaus real. Es hatte nicht Schemenhaftes, und es handelte sich auch nicht um etwas, das man nur so halb aus dem Augenwinkel zu erkennen glaubt. Es machte Lärm, und jeder, der das Haus betrat, spürte deutlich die



Ein Wolfsmensch, wie er in Legenden aus aller Welt auftaucht. Eine ähnliche Gestalt soll angeblich die bloße Anwesenheit der Hexham-Köpfe heraufbeschworen haben.

1972 nahm die Geschichte eine völlig neue Wendung, als Desmond Craigie, damals Lastwagenfahrer, verkündete, die „keltischen“ Schädel seien in Wirklichkeit nicht älter als etwa 16 Jahre. Es handle sich nicht etwa um Votivgaben eines keltischen Kopffjägers, vielmehr habe er selbst sie als Spielzeug für seine Tochter Nancy angefertigt. Seine Familie habe 30 Jahre lang in demselben Haus gewohnt wie jetzt die Robsons und sein Vater sogar bis zum vorigen Jahr. Eines Tages, so erzählte Craigie, hatte ihn seine Tochter Nancy gefragt, womit er sein Geld verdiene. Damals arbeitete er mit künstlichem Betonwerkstein, aus dem er z. B. Betonpfeiler goss. Um seiner Tochter seine Arbeit zu verdeutlichen, fertigte er während einer Mittagspause drei Steinköpfe an und brachte sie ihr mit. „Nancy spielte mit ihnen wie mit Puppen“, erklärte er, „und machte ihnen Augen aus Silberpapier von Schokoladenkeksen. Ein Kopf zerbrach, und ich warf ihn fort. Die anderen wanderten hierhin und dorthin und müssen irgendwann da gelandet sein, wo die Jungen sie ausgegraben haben.“ Das öffentliche Interesse, das seine kleinen Werke erregt hätten, sei ihm peinlich, und er habe sich nur gemeldet, um die ganze Sache geradzurücken. „Wenn jemand behauptet, diese Köpfe seien antik, so ist das ein Schwindel.“ Dr. Ross hingegen war noch nicht vollkommen überzeugt. „Mr. Craigies Behauptungen sind zweifellos interessant ... aber sollte er sich mit echten keltischen Steinköpfen nicht ziemlich gut auskennen, wäre es höchst ungewöhnlich, wenn er sie auf eben diese Weise angefertigt hätte. Sie wirken in keiner Weise roh oder derb.“ Überraschenderweise ließ sich das Alter der Köpfe nicht einmal mit einer wissenschaftlichen Analyse bestimmen.

Ein Fluch aus alten Zeiten

Wenn die Köpfe tatsächlich aus keltischer Zeit stammen, könnte man sich gut vorstellen, dass ein alter Fluch auf ihnen lastet. Warum sollten sie diese paranormalen Erscheinungen hervorgerufen haben? Die Gewissheit, dass sie dazu imstande sind, wird

Anwesenheit von etwas Bösem. Herr Ross, ein Archäologe, hatte die Kreatur zwar nie mit eigenen Augen gesehen, aber er war sich ihrer Gegenwart völlig bewusst, obwohl er für paranormale Phänomene sonst nicht empfänglich ist. Die Erscheinungen fanden erst dann ein Ende, nachdem man die Schädel entfernt, das Haus exorziert und Dr. Ross sich ihrer gesamten Kollektion keltischer Kultschädel entledigt hatte.

durch eine Aussage von Don Robins, einem Experten für anorganische Chemie, erhärtet. Er hat sich mit der Frage beschäftigt, ob aus Mineralien geschaffene Gegenstände visuelle Vorstellungen der Menschen speichern können, die diese Objekte anfertigten. Seiner Meinung nach vermögen Orte und Gegenstände Informationen zu speichern, die bestimmte Phänomene hervorrufen. Diese Theorie ähnelt der vom Tom Lethbridge, dass Ereignisse wie auf einem Tonband in der Umgebung „aufzeichnet“ werden können, in der sie geschehen. Robins erklärte ferner, dass bestimmte Mineralien die natürliche Fähigkeit besitzen, in Form von elektrischer Energie Informationen in sich aufzunehmen, die dann in der Gitterstruktur ihrer Kristalle kodiert vorliegen. Zusammenfassend meint Dr. Robins: „Die Struktur eines Minerals kann man sich als ein fluktuierendes Energienetz vorstellen, mit unendlich vielen Möglichkeiten, elektronische Informationen zu speichern und umzuwandeln. Vielleicht werden sich uns diese neuen Dimensionen physikalischer Strukturen eines Tages enthüllen und es uns ermöglichen, die in Stein kodierte kinetische Bilderwelt zu verstehen.“ Robins interessierte sich auch für die Geräusche, die angeblich während der Erscheinungen auftraten und ebenfalls auf die Anwesenheit der Köpfe zurückgeführt wurden. Er sah ansatzweise Parallelen zu einem Furchterregenden Ungeheuer aus der altnordischen Mythologie, dem sogenannten Wulver, der den Menschen jedoch nur dann gefährlich wurde, wenn man ihn reizte. Selbst in unserem Jahrhundert wollen mehrere Menschen den Wulver auf den Shetland-Inseln gesichtet haben.

Dr. Robins Interesse an den Hexham-Schädeln war so groß, dass er sich bereit erklärte, sie zu übernehmen. Als er sie in seinen Wagen legte, um sie in sein Haus zu bringen, und den Zündschlüssel umdrehte, fiel plötzlich am Armaturenbrett die gesamte Elektrik aus. Er drehte sich zu den Köpfen um und sagte mit fester Stimme „Aufhören!“ – und der Wagen sprang an! Zu Hause begann auch Dr. Robins die beunruhigende Ausstrahlung der Köpfe zu spüren. Es bestand für ihn kein Zweifel daran, dass jeglicher Einfluss, den sie möglicherweise ausübten, eindeutig von dem „Mädchen“ – Kopf ausging. „Ich fühlte mich ausgesprochen unbehaglich, wenn ich so dasaß und sie mich beide anstarrten, und schließlich drehte ich sie einfach um. Dabei hatte ich das untrügliche Gefühl, als verdrehten sich die Augen des „Mädchens“, um mich weiter zu beobachten.“ Paranormale Erscheinungen erlebte Dr. Robins nicht. Es gab allerdings Situationen, die ihm nicht ganz geheuer waren. Eines Tages z. B. murmelte er den Köpfen beim Verlassen der Wohnung zu „Wenn ich zurückkomme, möchte ich etwas sehen!“ Gleich darauf ging er nochmals aus dem Haus, weil er ein Buch vergessen hatte. Draußen war es frisch und stürmisch, aber in seinem Arbeitszimmer wirkte die Luft „geradezu elektrisch geladen und so stickig, dass es einem den Atem nahm“. Er schrieb dies dem Kopf des „Mädchens“ zu und verließ rasch den Raum. Bei seiner Rückkehr war alles wieder in Ordnung. Niemand weiß, wo sich die Schädel von Hexham heute befinden. So wird es ein Rätsel bleiben, wie alt sie wirklich sind und weshalb sie all diese erstaunlichen Phänomene hervorriefen.

BILDER GALERIE



Auf diesem Foto welches bei einer Wild-West Veranstaltung auf dem "Boothill Friedhof" geschossen wurde, ist im Hintergrund ein weiterer "unbekannter" Cowboy zu sehen! Angeblich waren der Fotograf und sein "Model" aber alleine dort.



Ein junges Team amerikanischer Geisterjäger schossen dieses Foto auf ihrer Jagd nach Geistern auf Friedhöfen. In Büschen war dann, nach der Entwicklung der Bilder, diese Gestalt zu entdecken.



Als dieses Familienfoto entstand war der Großvater (Mitte hinten) bereits verstorben. Während der Aufnahme war, wie üblich nichts zu sehen.



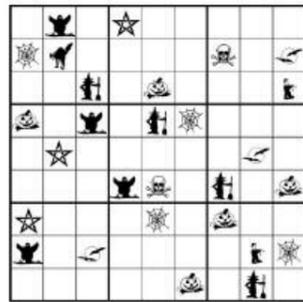
Dieses Bild stammt von Nick Gore und wurde erst kürzlich aufgenommen. Anhand der Stille und der Atmosphäre wollte er lediglich eine schöne Nachtaufnahme schiessen. Als er die Bilder später ansah, erkannte er neben der Laterne eine Gestalt, die sich zum Zeitpunkt der Aufnahme auf keinen Fall dort befunden haben konnte. Auf anderen Bildern, die zur etwa der selben Zeit aufgenommen wurden, konnte die Gestalt nicht gesehen werden.



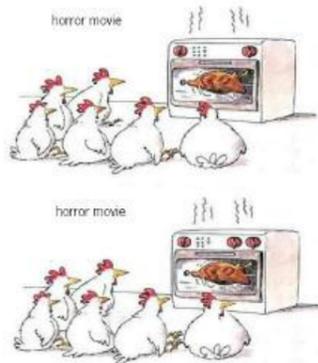
Auf einer Feierlichkeit in Spanien soll dieses Bild geschossen worden sein. Hinter der Frau manifestierte sich eine Lichtgestalt, die während der Aufnahme nicht zu sehen war. Geist oder Marienerscheinung?



SU-GUG-O



7 Fehlersuche



Para-Rätsel

Gleiche Zahlen = Gleiche Buchstaben

- 1. Anderes Wort für Wichtboard 15 21 6 20 10 22 9 12 5 5
- 2. Dinge mit Gedanken bewegen 5 12 3 12 19 6 13 12 11 12
- 3. Haus in Dortmund 14 23 14 12 13 11 19 22 21 9 16
- 4. Wachzustand aber doch im Traum befindlich 11 4 14 3 10 1 2 10 9 10 3 19 12 12
- 5. Waldgegend bei München 12 22 12 9 11 22 12 9 16 12 9 1 23 9 11 5
- 6. Ort der Ulrichskapelle 21 14 3 22 12 9 16
- 7. Sanatorium in Amerika 7 10 17 12 9 3 19 14 6 3 3 11
- 8. Ort des Hauses Fühlingen 18 23 12 3 13
- 9. Parapsychologisches Phänomen / Film 2 23 3 5 12 9 12 16 6 11 5
- 10. Spukort - Kirche & Abtei in England 22 23 9 3 12 19
- 11. Geisterschiff - RMS 15 21 12 12 13 6 10 9 19
- 12. Annemarie Schneider war schuld 8 23 11 12 13 14 12 6 8 11 2 21 18

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23

Sachen zum Lachen

Regug-Rätsel



Gespentische Geschenke



Im Oktober 1993 entdeckte Bill Harrison in seiner Wohnung in Blackford zum ersten Mal eigenartige Objekte, die ihm nicht gehörten. Er schwor, dass sein Haus abgeschlossen und mit einer Alarmanlage gesichert gewesen war und die Objekte aus dem Nichts entstanden sein mussten. Bei der ersten Materialisierung handelte es sich um einen Messingleuchter, der plötzlich auf dem Kaminsims stand. Später gesellten sich eine Glocke und über 30 Münzen hinzu.

Lebensversicherung

Mit einer Erfindung für Leute, die Angst haben, versehentlich lebendig begraben zu werden, glaubt der toskanische Uhrmacher Fabrizio Caselli eine Marktlücke entdeckt zu haben. Für ungefähr 3579,04 € (7.000 DM) liefert er einen Spezialsarg, in dem der Verstorbene, wenn er aufwacht und feststellt, was ihm widerfahren ist, eine Zeit lang überleben kann. Zur Sargausstattung gehören ein Sauerstofftank, ein Pieper, ein Mikrofon, ein Herzstimulator und eine Taschenlampe. Wenn das Geschäft blüht, möchte Caselli in Italien drei Empfängerstationen einrichten, die auf SOS-Signale sofort reagieren.



Verknotete Ratten

An einem kalten Wintertag Anfang 1963 sah ein holländischer Bauer aus einem Haufen Bohnenstangen eine Ratte hervorschauen. Er tötete sie, konnte das Tier aber nicht herausziehen. Als er die Stangen beiseite räumte, entdeckte er entsetzt ein Gewusel von Ratten, die am Schwanz des getöteten Nagers festgeknotet waren. Dieses seltsame Phänomen wurde erstmals 1564 beobachtet und ist seitdem 57-mal aufgetreten. Wie es dazu kommt, kann niemand überzeugend erklären. Auf einer Röntgenaufnahme des holländischen Rattenknäuels kann man einen Knoten aus Fleisch und Schwanzknorpel, der sich wohl immer enger zuschnürte, je heftiger die Tiere sich befreien wollten.

Digitale Dämonen

Unmittelbar nach dem Kauf eines nagelneuen IBM-Computers hatte eine Architekturfirma in Manchester, England, damit nichts als Ärger. Angeblich schaltete sich das Gerät selbstständig ein und von Zeit zu Zeit leuchteten völlig abstruse Schriftzeichen auf. Schließlich wollte keiner mehr mit dem launenhaften Gerät arbeiten und der Computer wurde mit ausgestöpseltem Netzkabel in eine Ecke gestellt. Doch kurz darauf ertönen aus dem Gerät merkwürdige Stöhngeräusche und auf dem Bildschirm erschienen geisterhafte Lichter. Die Computertechniker waren ratlos und zogen Spezialisten hinzu um feststellen zu lassen, was hier vor sich ging. Doch trotz gründlicher Nachforschungen wurde die Ursache nie entdeckt.

Geister-und-Gespenster.de PDF Zeitung ist ein nicht kommerzielles Projekt von:

**FGWebdesign – Internetservice und Dienstleistungen
Fabienne Grow**

**Haferkamp 46
33415 Verl (Nordrhein-Westfalen)**

USt-IdNr. DE233045306

Telefon: +49 (0) 1805 - 684 373 767 *

Telefax +49 (0) 1803 - 684 398 083 **

* 12 ct / min aus dem deutschen Festnetz

** 9 ct / min aus dem deutschen Festnetz

Email: kontakt @ geister-und-gespenster.de

Web:

www.geister-und-gespenster.de

www.gespenster-und-geister.de

www.paranormalephaenomene.de

www.paranormale-phaenomene.de

Grafik / Design & Layout: Tim Neugebauer (D-E.V.I.L)

Autoren: Fabienne Grow (Fabienne), Corinna (Parotis), Tim(D-E.V.I.L),
Noraja (Jasmin)

Die G&G Redaktion gestattet die Übernahme von G&G-Texten in Datenbestände, die ausschließlich für den privaten Gebrauch eines Nutzers bestimmt sind. Die Übernahme und Nutzung der Daten zu anderen Zwecken bedarf der schriftlichen Zustimmung Redaktion von G&G

Die G&G-Redaktion behält sich vor, Leserbriefe / E-Mails - mit vollständigem Namen, Anschrift und E-Mail-Adresse - auch gekürzt zu veröffentlichen. (Bitte teilen Sie uns mit, wenn Sie mit einer Veröffentlichung nicht einverstanden sind)

© G & G

Alle Rechte vorbehalten

Vervielfältigung nur mit Genehmigung von G&G Redaktion

**GG
&**

GEISTER-UND-GESPENSTER.DE

Die Welt des Paranormalen und Übersinnlichen